UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01661080 0

PRESENTED

TO

THE UNIVERSITY OF TORONTO

BY

Herzogliche Bibliothek

Schwerin

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/erinnerungenausu01hahn

IG
H 1487e

Erinnerungen

aus und an Frankreich.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Band.

42773
26/9/91

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1842.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

An Gräfin Schönburg-Wechselburg.

Greifswald, Dezbr. 1, 1841.

Ich war bis daher immer schwankend, ob ich die Erzählungen von meiner Reise ebenso durch Frankreich fortsetzen sollte, wie ich es durch Spanien gethan. Ich wußte nicht, ob es die Menschen sehr unterhalten würde — und das wünscht doch ein Autor — denn so unbekannt Spanien uns ist, so bekannt ist uns Frankreich. Wer sich in Deutschland überhaupt mit Schreiben abgiebt, hat in den letzten zehn Jahren gewiß über Frankreich geschrieben, Journalisten und Publizisten und Romanciers und Touristen und Historiker und Alle. Das ist ziemlich entmuthigend. Ja ja! spricht man, wenn solch ein nachzüglerisches Buch oberflächlich durchblättert worden ist, das haben Raumer und Börne, Lewald und Mundt schon längst gesagt. Das muß ich mir ge-

fallen lassen, und im Grunde grämt's mich nicht, liebste Emy, denn ich trete mit Niemand in die Schranken, und halte mich fein still für mich, so daß ich, wenn ich hinter den Uebrigen zurückgestellt werde.... es nicht bemerke. Warum meine Schwankungen jetzt aufgehört haben? werden Sie fragen. Das kommt ganz von selbst! niemand hat mich aufgefordert oder ermuntert, mich an die Arbeit zu machen, und ich kann auch nicht sagen, daß mir plötzlich eine neue Anschauung oder ein helles Licht über sie aufgegangen wäre. Mich ergreift nur zuweilen eine ganz unüberwindliche Schreiblust, und dann setz' ich mich hin und schreibe das, was ich mir lange genug durch den Kopf habe gehen lassen, um es, wie flüssiges Metall, in die Form gießen zu können, die mir grade im Sinne liegt. — Seit drei Monaten bin ich aus Frankreich heimgekehrt. So lange ich dort war, hab' ich nicht eine Zeile darüber geschrieben; theils aus Mangel an Zeit, theils aus Furcht allzu ungerecht gegen Land und Volk zu sein, welche mir beide, so unmittelbar auf Spanien folgend, gar matt und farblos schienen. Die Sonne muß erst eine Zeitlang untergegangen sein, bevor wir in dem Mond etwas andres sehen, als einen weißen Fleck; und wie die Sonne hat Spanien auf mich gewirkt; glühend, brennend, blendend; keiner Farbe entsprechend,

aber auch keine vermissen lassend; keiner bestimmten Schönheit angehörend, aber sie in sich verschmelzend; mächtig, beherrschend, die Phantasie anregend, zukunftsgewiß. Von dem Allen hab' ich keine Spur in Frankreich gefunden! es kam mir, ich kann nicht sagen, wie grau, vermorscht und bestäubt vor! Hätte ich damals geschrieben, so wär' es ein Buch von schlaftrunkner Mattigkeit worden, das wußt' ich instinktmäßig. Nicht ein Fünkchen von Poesie loderte in mir auf, nicht ein Hauch von lyrischer Stimmung flog mir durch den Sinn. Ganz treu, ganz gewissenhaft, und mitunter, wenn historische Erinnerungen aufwachten, auch mit Interesse, ging ich Schritt vor Schritt vorwärts, aber ich tanzte nie, und noch weniger flog ich. Ich betrug mich vollkommen wie eine gute Ehefrau, die pünktlich ihre Pflicht erfüllt ohne sich weiter auf Grazie und Liebenswürdigkeit und Bezauberung einzulassen. Wie war das auf einmal anders, als ich an die Mosel kam — und gar an den Rhein! O liebes Herz! am Rhein bin ich nie älter als zwanzig Jahr! da ist ein wellen- und flügelschlagendes Element, so ein ächter Liederrausch in mir! da fühl' ich mich heimatlich! Möge ich dahin kommen von der Ostsee oder vom Guadalquivir — immer ists dies tiefe, namenlose Heimatsgefühl, das mich zugleich glücklich, reich

und ruhig macht. Ach, der Rhein! was wollen dagegen die andern Flüsse sagen, Seine, Garonne, Tajo? das sind ja nur kleine untergeordnete Kräfte, aber keine Macht erster Größe, wie der Rhein. Es giebt einige Flüsse, die repräsentiren ganze Zeiten und Völker und Ideen in der Geschichte. Da ist der Scamander; der gehört zur griechischen Heroenwelt, wo die Götter Partei nahmen für die Menschen, und mit ihnen und gegen sie stritten, und ihnen dadurch ich weiß nicht welche unirdische Kraft und Schönheit einhauchten. Da ist der Nil, der priesterliche Strom, geheimnißvoll wie ein Dogma, segensreich wie das Walten eines göttlichen Geistes, verhüllt in seinem Ursprung und offenbar in seiner Wirkung wie eine göttliche Lehre. Da ist der Jordan: das ist der Strom der Offenbarung! über seinen Wellen rauschet der klingende Flügelschlag der Taube und eine andre Stimme als die, womit Menschenlippen zu reden pflegen, hallt wie ein Echo der Ewigkeit darüber hin. Da ist der Tiber, der kleine trübe Fluß, riesengroß und stralend im Wiederschein von Romas unsterblichen Kronen. Da ist der Rhein, der heldenhafte Strom! über den gehen die Völker nie anders als mit gezogenem Schwert, während doch an seinen Ufern, recht wie im Schirm eines Helden, das Leben frei, sicher und

üppig sich lagert. Wie klingen die Becher, wie schallen die Lieder, wie flüstern die Sagen, wie klirren die Waffen, und wie horcht er dem Allen so traulich zu, so ermunternd, und murmelt unabläßig sein Wort dazwischen: seid stark, meine Kinder, seid stark! Dem Rhein fall' ich ans Herz; — anders nah' ich mich ihm nie. Bei ihm bin ich zu Hause. Ich lege Hut und Handschuh fort, ich setze mich nieder, ich sehe mich um nach den alten Bekannten, den blauen Bergen, den Rebhügeln, den Ruinen, den Nußbäumen, den alten Domen; — und sie sind immer getreulich da, und wir nicken uns gegenseitig freundliche Grüße zu. Dann sprach ich zu ihm: „Nun erzähle mir was, mein Alter! was ist denn unterdessen hier passirt"? Und dann erzählt er mir, zuweilen Neues, zuweilen Altes, auch Uraltes, ich hör' immer gern zu und er ist ein unermüdlicher Erzähler. Dann thu' ich auch gern etwas ihm zu Ehren, mach ein Lied, oder so etwas. Diesmal ließ ich mir von einem armen Guitarrespieler Beckers Rheinlied spielen und singen; das machte mir mehr Vergnügen, als hätt' ich selbst eins gemacht. Sie meinen vielleicht, das Rheinlied sei schon längst wieder aus der Mode. Leider ja! ich glaub' es gern! aber als es Mode war, da war ich da draußen, wo man keinen Begriff hat weder vom Rhein, noch von den Liedern, die man an sei-

nen Ufern singt; das mußt' ich nachholen, und mög' es in der Mode sein oder nicht, ich hab' es lieb. Die Kritik hat zwar behauptet, es sei ein armes unbedeutendes Lied, dem nur der Moment wo es erschien Wichtigkeit gab, es sei ein kleines Gelegenheitsgedichtchen, es sei nicht hoch genug und nicht tief genug; nun, Sie kennen diesen nichtssagenden Wortkram, hinter welchen sich so oft der Neid und der Aerger über die eigene Unfähigkeit feig verstecken, und wenn ich an das Schulgezänk und den mißgünstigen Hader denke, die in Deutschland grassiren, so verbittert mir das den Rhein ein wenig, es ist für einen Augenblick vorbei mit meiner stolzen Freudigkeit, und ich singe meine vaterländischen Hymnen pian pianino. Aber um auf Frankreich zurückzukommen: jetzt, in der Erinnerung, und gar hier im äussersten Norden, scheinen mir die Pyrenäen, und die Rebhügel der Garonne, und die alten Städte an der Loire mit ihren Schlössern und Kathedralen, nicht so unmerkwürdig, wie sie mir vier Wochen nach der Sierra Vermeja, nach dem Tajo, und nach Sevilla und Gibraltar vorkamen. Und dann ist mirs interessant, daß ich ohne es zu beabsichtigen eine chronologisch-historische Reise durch Frankreich gemacht habe, was sehr selten geschieht, indem die Meisten zuerst nach Paris, und darauf in die Provinzen gehen,

während ich zuletzt in Paris war. Man sagt zwar, bei der gegenwärtigen Centralisationstendenz sei Paris zugleich Kopf und Herz von Frankreich. Aber wenn es auch jetzt so wäre — was ich doch nicht unbedingt behaupten mögte — so ist es doch nicht immer so gewesen. Es herrschte ein sehr selbständiges und selbstthätiges Leben in den Provinzen, und an jede derselben knüpft sich eine große Epoche der französischen Geschichte. Die Provence und die ganze Küste des mittelländischen Meeres war der Boden, auf welchem die Römerherrschaft am glänzendsten Fuß faßte und gedieh, wie die herrlichen Monumente aus jenen Tagen es bezeugen. Das alte Aquitanien — Languedoc, Gascogne, Guyenne — vom Fuß der Pyrenäen bis über die Garonne hinaus, war der eigentliche Heerd des Feudalwesens. Das Land um die Loire, die Städte Tours, Bourges, Amboise, wurden Sitze des nach der Obergewalt ringenden Königthums, wie die Schlösser um Paris, Fontainebleau, Versailles, der absoluten Monarchie, und wie endlich Paris selbst seit einem halben Jahrhundert Sitz und Heerd der Revolution ist, die in Frankreich gährt. Das ist nun freilich nicht untereinander so scharf begrenzt, so abgeschnitten, wie ich es hier aufgestellt habe. Die Ideen und Tendenzen jeder Epoche verzweigten sich mehr oder minder durch

alle Provinzen und alle Gesinnungen fanden hier mehr Widerstand, dort mehr Ermunterung; aber im Allgemeinen kann man, glaub' ich, ihre Wiege oder ihren Thron an gewisse Stätten knüpfen, die von geheimnißvollem Einklang und Einfluß mit und auf Charakter und Zustände des Volkes sind. Wie z. B. Paris nicht der Sitz der Revolutionen sein sollte, das wäre gar nicht zu begreifen! Diese Vereinigung von Genuß und Entbehrung, von Luxus und Elend, von Schwelgen und Darben, ist schwerlich auf einem andern Fleck der Erde so zusammengedrängt. Die Place de la Concorde strahlt von Gold — sehr geschmacklos und unpassend nach meiner Meinung, denn man hat nicht den Römersinn, der Forum und Tempel schmückt und das Haus schlicht läßt, sondern man begehrt im Hause den raffinirtesten Luxus, und da müßte man's denn geradezu mit Perlen und Diamanten decoriren, weil vergoldete Bronce bereits auf den Straßen steht — genug, jener Platz ist ganz extravagant herausgeputzt, und drinnen in der Stadt, z. B. um den Thurm von St. Jaques de la Boucherie, wie sieht's da aus! Da sind die Straßen Pfützen, und die kleinen Plätze worin sie auslaufen Moräste, und die Häuser Hölen, und die Luft Qualm — und darin wühlen und arbeiten sich die Menschen mit einer Gier, mit einer Genußsucht ab, welche durch nichts

in Zügel gehalten, und durch alle Umgebungen, alle Sinne, alle Bestrebungen wahnsinnig aufgereizt werden. Ich erinnere mich, daß mir bereits in Neapel dieser schauderhafte Contrast zwischen der Villa reale und der innern Stadt bleischwer auf dem Herzen lag; aber es war dort der gewaltige Unterschied, daß die Natur und der zufällige Umstand eines milden Climas der wesentliche Schmuck und Reiz von Neapels Herrlichkeit sind, während in Paris die Herrlichkeiten geflissentlich auf gewissen Punkten zusammengedrängt erscheinen, recht wie eine Schaustellung der Ueppigkeit, des Uebermuths und der Lebensfreuden. Nach Neapel gehen die Fremden, die Reichen, die Vornehmen, die Glücklichen der Welt, der Sonne und des Himmels wegen; die ziehen niemand nach Paris! aber der Arme beneidet den Reichen kaum um den Anblick der neapolitanischen Landschaft, jedoch sehr um ein Mittagsessen im Café de Paris. Alle Genüsse in Paris, alle Amüsements, diese Theater, diese Cafés, diese Magazine, diese Schaustellungen, dies herausgeputzte Wesen, dies Losgehen auf den Effect — haben etwas so unerhört Materielles, blenden dermaßen das Auge und betäuben das Ohr und erregen die Wünsche, daß man wirklich nur die Wahl hat ihnen gegenüber zwischen kühler Langerweile und feuriger Berauschung. Von hundert

Menschen werden sich vielleicht drei gelangweilt fühlen von all dem bunten Tand und Wust, und diese drei ganz gewiß nur in dem Fall, daß sie Mittel besitzen um sich das zu eigen zu machen, was sie verschmähen, und diese Mittel sind Geld, Geld und Geld. Die Uebrigen sind geneigt sich in den Taumel zu werfen; wer die Mittel hat, kann es; wer nicht, mögte sie erringen, erwerben, erjagen, erhaschen, nur aber haben, haben durchaus! Nirgends ist mir die Angst des Lebens grauenhafter aufgefallen wie in Paris. Es kam mir vor wie in einer ununterbrochenen Danaidenarbeit des Verlangens, der Begier nach Gewinn und Genuß. Bedenkt man nun gar den frechen nichtsachtenden Journalismus, der bis zur letzten Stufe des Volkes herabsteigt, und die rohen, keines Urtheils fähigen Köpfe umnebelt durch brutale Utopien: wie kann man sich da verwundern, daß die Lava der Revolutionstendenz unaufhörlich gährt und brodelt. Ach, ein trauriger Ort — Paris! unheimlich wie eine geschminkte Leiche! — Aber ich will es vor der Hand bei Seite lassen, und erst durch ganz Frankreich ziehen, wie ich es in der Wirklichkeit gethan habe. Als ich in den Pyrenäen war, ja, noch an der Loire, besann ich mich sehr, ob ich überhaupt meinen Fuß in den Staub der großen Babel hineinsetzen, und nicht etwa lieber

durch die Normandie und Picardie nach Belgien gehen solle: allein die Furcht bei meiner Heimkehr mit warum? und weshalb? überstürzt zu werden, und darauf nichts antworten zu können, als ganz stupid: „Weil ich nicht mogte"; war stärker als meine Abneigung. Ich ging hin. Nun hab ichs gesehen, und es bei Weitem weniger überwältigend in seiner Wirkung auf mich gefunden, als ich es mir in der Ferne einbildete. Manches hat mir gefallen, Vieles hat mir mißfallen, entzückt hat mich nichts. Liebe Emy, ich will Ihnen nun allerlei schreiben! Sie allein hab' ich seit meiner Heimkehr noch nicht gesehen; dies soll mir ein Ersatz dafür sein. Ich erzähl' Ihnen gern, denn Sie verstehen mich gut. Briefe werden es nicht; bei denen muß ich immer zu Anfang sagen: liebste Emy, und zum Schluß: Ade! — das ist langweilig, und wenn ichs nicht thue, siehts kahl und unvollständig, gar nicht wie ein ordentlicher Brief aus. Das sah ich mit Mißfallen an meinen „Reisebriefen." Jetzt kann ich, unbekümmert um Anfang und Ende, so recht aus dem Hundertsten ins Tausendste kommen, und das wird mir den Winter ganz licht und bunt machen. Nebenbei muß ich mir ein wenig Mühe geben um mich gehörig zu erinnern, zu ordnen, und nicht blos in größter Hast, wie in den Reisebriefen, Alles aufs Papier zu werfen, kreuz

und quer, was ich hörte und sah. Das thut mir gut, denn ich habe von Natur nicht viel Neigung fürs Besinnen. Hat sich einmal der gewisse graue Schleier über die Kohlen gelegt, so denk' ich selten daran ihn fortzuhauchen, um mich an ihrer verborgenen Glut zu erwärmen. Und doch friert mich zuweilen! Ach, wer da lebt hat in sich ein verschüttetes Pompeji — Götterbilder mit einer Aschenkruste bedeckt, die man nicht immer haben mag, sei's aus Scheu, sei's aus Trauer: und daher stammt wol bei mir jene Widerwilligkeit, um bei der Vergangenheit zu verweilen. Nun, meine Erinnerungen aus Frankreich sind nicht von der Art, um mich in sehnsuchtvollen Schmerz zu versenken.

Das Languedoc.

Wissen Sie was mir zuerst und ganz unerhört auffiel in Perpignan, nachdem ich durch einige Tage des Ausruhens gleichsam wieder Besitz von dem festen Boden genommen hatte? — daß die Menschen so kleinstädtisch aussahen. In Spanien gab es Momente, wo ich mich abgeschnitten von Europa fühlte, zwischen einem wilden, nachlässigen, rohen Volk, das auf seine eigene Hand, nach Laune, Leidenschaft und Traditionen, unbekümmert um den Gang der Cultur

und die Ansprüche der Civilisation, in den Tag hinein lebt. Ohne einige Wildheit geht's denn freilich nicht dabei zu; aber auf der andern Seite hat diese Sorglosigkeit, diese Unabhängigkeit von dem Joch der Mode und der Gesellschaft, dieser Muth an Unterhaltungen Freude zu finden, die das übrige Europa tadelt oder belächelt, etwas so Jugendliches und Frisches, daß dadurch ein eigenthümliches Leben in die Erscheinungen hineintritt, und das hat für mich, die ich „das wohlerzogene Kind gebildeter Eltern" bin — wie Immermann so ergötzlich von seinem Münchhausen sagt — vielleicht des Kontrastes, vielleicht der Analogie mit der eigenen Neigung wegen, einen unsäglichen Reiz. Kennen Sie etwas Langweiligeres als unsre Millionen von civilisirten Leuten, die sämmtlich elegant sein und gebildet reden wollen, und Kunst- und Weltanschauungen haben — das ist das Modewort! — welche sie sorgsam aus ihrer Journal-Lecture, oder aus ihrer sparsamen Unterhaltung mit irgend einem klugen oder auch nicht klugen Gelehrten einsammeln? Es ist sehr herrlich einen gebildeten Geist — und sehr angenehm elegante Manieren zu haben, und dumme und tölpische Leute sind abstoßend. Aber die Spanier sind weder dumm und tölpisch, noch sind sie auf der Jagd nach Elegance und Bildung; sondern es ist ihnen gestattet sich nach

ihrer Eigenthümlichkeit zu entwickeln, während man in andern Ländern durch die Schule und durch die Gesellschaft angewiesen wird innerhalb einer gewissen Form sich zu entwickeln, welche sehr häufig nicht die ist, die man seiner Natur nach wählen würde. Aber man wird nicht gefragt, man wird vom Strom fortgewirbelt, ehe man Besinnung und Kraft hat um sich zu widersetzen, und siehe da! man sitzt in der Zwangsjacke ohn' es gewahr zu werden, und Viele! Viele! ziehen sie ihr Lebenlang nicht wieder aus und nennen sie mit einigem Triumph die würdige Uniform der Civilisation, und das herrliche Product der allgemeinen Bildung. Ich bin nun mal mehr für die selbständigen Werke, als für die allgemeinen Producte, in denen ein gewisses dermaßen vegetabilisches Element vorherrscht, daß sich die Cipresse auf den Orangenbaum pfropfen läßt und in Gottesnamen Orangen trägt. Als schlichte Cipresse würde sie freilich nur eine kleine schlechte ungenießbare Frucht tragen, allein mit ihren Orangen ist's auch nicht weit her; sie haben Form und Farbe, nicht Saft und Geschmack. Und doch! wenn diese Orangen Menschen wären, so würden sie sich für feiner und gebildeter halten, als ihre Stiefschwestern, die gewöhnlichen Cipressenfrüchte. Das ist das Traurige bei dieser Richtung: sie macht so eitel; denn auf Aeußer-

lichkeiten, auf unwesentliche Dinge, auf einen Besitz, der uns zufällig anheim gefallen, auf Gaben, deren wir uns nicht recht gewiß fühlen — sind wir eitel; auf unser Wesen nie. Daher kommt es, daß große Menschen nicht eitel sind. Sie haben das Bewußtsein von dem was sie *sind*; die Uebrigen, von dem was sie *haben*; das Sein macht ruhig, aber das Besitzen nicht. Wenn sich ein Mensch von gewöhnlichem Schlage, wie das die Meisten denn doch nur sind, in großen Kreisen bewegt, so wird ihm die Eitelkeit ein bischen erschüttert und wol gar ausgerottet, weil er nicht recht findet, womit sie nähren; zwischen der Menge tritt er unbemerkt ins Dunkel der Unbedeutenheit zurück. Aber kleine, enge, wenig Wechsel zulassende Kreise, sind die Treibhäuser der Eitelkeit. Wer da dominirt — dominirt von Grund aus; wer da den Ton angiebt, thut es unumschränkt; wer da eine Sommität geworden ist, rivalisirt höchstens mit dem Dalaï Lama — sonst mit Niemand. Und es werden so wenig Anforderungen gemacht, es gehört die Vereinigung so geringer Elemente dazu um eine solche Suprematie zu gründen, daß Jeder mit Fug und Recht meint sie erringen zu können. Sie berührt freilich mit ihrem Zepter nur Aeußerlichkeiten, den Ton, die Mode, das Interesse für Bildung und Kunst, aber grade die Aeußerlichkeiten

machen sich im Leben am Breitesten, und springen am Grellsten hervor, so daß der, welcher sie zu handhaben und zu beherrschen versteht, der Gesichts- und Brennpunkt seines Kreises wird. Das fällt nirgends so scharf ins Auge, als in einer kleinen Stadt. In einer großen wechseln die Bestrebungen des Ehrgeizes mit denen der Eitelkeit ab, und zuweilen nimmt das Bestreben einen höhern Schwung, und der Ruhmdurst oder große Interessen der Menschheit beleben es; doch solche Arena öffnet ein kleines Städtchen nicht! wer darin lebt, hat seinen Entschluß gefaßt und sein Leben so oder so, aber immer friedlich und für die möglichste Bequemlichkeit, eingerichtet; und wer von seinen Verhältnissen dahin gewiesen wird, betrachtet den Aufenthalt immer nur als einen transitorischen und bringt's darin nicht bis zu einem nachhaltigen Heimatsgefühl. Kleine Städte ermüden durch Einerlei, große durch Unruh; in diesen wird die Seele leicht überreizt, in jenen aufgetrocknet. Sie haben denn auch ihr Gutes neben dem Schlimmen, und Beide gemeinschaftlich das Allerschlimmste: Kleinstädterei, die in einer großen Stadt verschiedener Cotterien sich bemeistert, in einer kleinen einen allgemeinen Rattenkönig bildet. Worin das kleinstädtische Wesen bestehe, ist schwer zu definiren: in Wichtigthuerei mit Armseligkeiten — sag' ich, obgleich

ich wol fühle, daß es nicht charakteristisch genug ist, und in einem grenzenlosen Mangel an Unbefangenheit und Natürlichkeit.

Perpignan ist Nachbarstadt von Spanien: das merkt man an dem allabendlichen Besuch der großen Promenade, die ihre herrlichen schattenreichen Alleen vor dem Thore ausbreitet — nicht mehr, nach spanischer Sitte, in der Stadt selbst. Das industriöse Prinzip, welches in Spanien ganz im Hintergrund liegt, macht sich hier sogleich bemerkbar, indem nicht mehr Marmorsitze unentgeltlich den ermüdeten Spaziergänger einladen, sondern Stuhlvermiether eifrig ihre Geschäfte treiben. Von sieben Uhr bis nach Sonnenuntergang, und dann in der spärlichen Beleuchtung einiger Laternen, währt die Promenade, welche durch Militairmusik belebt, doch nicht verschönt wird. Da sah ich mir die Leute an, und fragte mich, ob der obenerwähnte Dalaï Lama einer tiefern Devotion und Adoration genießen möge, als der General, der in Perpignan steht und den Grenz-Cordon commandirt. Diese Minauderie der Frauen, und diese Beflissenheit der Männer war unaushaltbar. Hätte Julius Cäsar eine moderne kleine Stadt gekannt, so würde er gewiß nicht sein famöses Wort vom Ersten und Zweiten gesagt haben — das mir übrigens nie gefallen hat. Zwischen welchen Menschen

man der Erste und Zweite sein mögte: darauf kommt es an, und ich werde nie begreifen, daß man lieber zwischen Tröpfen der Erste, als zwischen Tüchtigen der Zweite sein mögte — aber freilich, zwischen denen auch nicht immer der Zweite! — Gegen die Spanierinnen sehen die Französinnen recht geziert aus, und recht verliebt in ihre Kleider. Jene mögen auch gern bemerkt werden, aber um ihrer Person willen; das ist wenigstens natürlich für die Jugend und Schönheit; — aber diese scheinen ihre Person nur wie ein Anhängsel ihrer Kleider zu betrachten, und wenn die Spanierin durch ihren Gang ihre Figur zu präsentiren sucht, so sucht die Französin vor Allem ihr wohlgarnirtes Kleid zu präsentiren. Daß die graziösen und lebhaften Bewegungen eines Kopfes, den die Mantilla und eine Rose reizend schmücken, die Blicke der Männer auf sich ziehen, find' ich sehr begreiflich; da ich aber nie begreifen werde, daß ein wohlgarnirtes Kleid auf einen Mann Effect machen kann, so hatte ich die größte Lust den Damen von Perpignan zu rathen, sie mögten sich etwas Anderes aufdenken. Indessen, sie werden das Terrain für ihre Operationsplane besser kennen als ich! — Es hat etwas höchst Unerquickliches die Menschen nicht anders zu sehen, als in ihrem oberflächlich geselligen Treiben. Man findet vielleicht Stoff um einen

Augenblick zu lachen, wenn man grade guter Laune ist, aber im Ganzen ermüdet es mich, wie eine schlechte Komödie. Die Schauspieler treten hervor, spielen ihre Rolle ab, und verschwinden dann hinter den Coulissen ihres häuslichen und intimen Lebens; und die Dramen und Tragödien, welche sich dort entwickeln, und die Farcen, die dort vorfallen, bleiben mir verborgen. Das ist als ob ich mich mit crême fouettée sättigen sollte! Aus diesem Unbehagen rette ich mich hinaus in Flur und Wald; da weiß man doch woran man ist! die Luft, die Berge, die Bäume sind zu stark, zu tiefsinnig, um theatralisch zu sein. Stellen Sie Sich daher meinen Schreck vor, als ich gewahr wurde, daß der Canigou gar nicht mehr der ehrwürdige Schneeberg war, den ich vor zwei Monaten bewundert hatte. Er hatte jetzt zur Mitsommerzeit sein winterliches Gewand wie einen Maskenanzug abgelegt, und sah ganz gewöhnlich blau aus. Das fehlt noch, daß auch die Berge mir nicht mehr Farbe hielten! Aber wenn auch nur blau, so ist's doch ein gar majestätischer Berg, dem seine isolirte Lage und seine Höhe von 8600 Fuß etwas Wartthurmähnliches geben. Er sieht aus, als solle er die Küste bewachen, denn er ist nur 15 lieues vom Meer entfernt, und er schickt keine Vorposten von kleinen Hügeln ins Land, sondern versieht einsam

sein Amt; das macht ihn sehr respectabel. Hier heißen die hohen Berge, welche sich über die ganze Kette erheben: Pic, so wie im Berner Oberland Horn, und im Waadtland Dent, und in Savoyen Aiguille, und um Baden bei Wien Kegel: das hängt wol mit ihrer Form zusammen. Der höchste Punkt der Pyrenäen ist der Pic de la Maladetta; 1837 Toisen hat ihn der Eine gemessen, und 11000 Fuß der Andre. Ich befasse mich mit diesen Zahlen um Ihnen ungefähr ihre Höhe anzudeuten, die freilich bedeutend geringer als die der Alpen ist. Und die Pyrenäen verlassen wir vor der Hand nicht mehr! ich ging zwar noch nicht in sie hinein, sondern über Narbonne und Carcassonne nach Toulouse; allein sie begrenzen überall den Horizont, rahmen jedes Bild ein, geben der flachen, freundlichen Landschaft einen tüchtigen Hintergrund, und sind immer da, wie der Grundton in einer Melodie, wie der Grundgedanke in einer Lebensrichtung, wie etwas wozu man Zuversicht haben darf. Das Land ist sehr, sehr eben und flach; aber bebaut, grün und frisch, mit Pappeln, Kastanien, Obstbäumen, zwischen denen man denn auch noch Granatbüsche in feuriger Blüte gewahrt — ungleich anmuthiger als die Provence. Der Canal du midi schleicht mit langsamem Fall dahin, und viele Reisende benutzen aus Neugier sein

Postschiff, das von Pferden gezogen mir nicht sehr lockend schien. Die Neugier zu erleben, wie es in den Schleusen in die Höhe oder Tiefe gebracht wird, ist nach dem zweiten oder dritten Mal gewiß vollständig befriedigt — und für Dinge die mir nicht ans Herz gehen bin ich auch nicht neugierig. So begnügte ich mich denn in Carcassonne die Einrichtung dieser Schleusen zu bewundern. Dieser Canal ist für den Handelsverkehr im Languedoc höchst wichtig, indem er Toulouse mit dem mittländischen Meer und den Salinen von Cette in Verbindung setzt.

Carcassonne ist eine interessante alte Stadt! die ville haute oder cité liegt um und auf einem Hügel auf der einen Seite der Aude, und die ville basse auf der andern. Letztere nennt sich auch: der moderne Theil, und ist es im Vergleich zu jener; aber ihre ernsthaften Häuser von Quaderstein, welche von der Zeit geschwärzt sind, ihre hohen Mauern, ihre mächtigen Bäume, die sich wie ein unantastbarer Gürtel in breiten Alleen um sie lagern, ihre alten schlichten Kirchen — stellen sie in meinen Augen sehr fernab von dem, was wir unter einer modernen Stadt verstehen, und das thut ihr bei mir keinen Schaden. Ich mag so gern die alterthümlichen Häuser, welche den vornehmen Familien, dem Adel der

Provinz gehören, mit ihrem steinernen Wappen im Frontispiz, oder dem Namenszug im eisernen Geländer des Balkons; mit ihrer Lage in der Mitte zwischen Hof und Garten, so daß nicht alle Welt gleich von der Straße in ihre Thür springen kann; mit den hohen feierlichen Ulmen im Garten, die ihre starken Aeste hoch über das Dach hinaus strecken, als ob sie das Haus und Alle die drinnen sind beschirmen wollten; und wol gar mit einer Wetterfahne, denn die durfte ursprünglich nicht Jeder welcher wollte auf sein Haus setzen, sondern nur wer seine siegreiche Fahne auf eine erstürmte Mauer gepflanzt, war dazu berechtigt. Es weht ein individuelles Leben durch jene alten Tage, welches mich, ich weiß nicht ob mit mehr Freude oder mehr Erstaunen durchdringt. Die alltäglichsten Dinge gewinnen dadurch Sinn und Bedeutung, und da ist keine auch noch so geringe Erscheinung, die nicht aus einem Gedanken entsprungen, und gleichsam symbolisch wäre. Ach, daß es dem Menschen so gar viel leichter wird an der Form festzuhalten, als das Wesen in sich zu bewahren! an das Symbol sich zu klammern, als sich vom Geist durchwehen zu lassen! Nur dadurch ist es zu erklären, wie die frischesten, bedeutsamsten Momente, sowol im individuellen als im Gesammtleben, zu Mumien ver-

schrumpfen können, wenn man nicht immer und immer den Gedanken festhält und wirken läßt, aus dem sie geboren sind. Aber um Mitternacht steht ein andres Gestirn zu unsern Häupten als in der Morgendämmerung; und ebenso wechseln auch die Grundgedanken, welche die Richtung einer Epoche bestimmen, und zuweilen kommt mirs gar vor, als habe sie überhaupt keinen, und lasse sich steuerlos umhertreiben. — Sie glauben nicht wie ernsthaft und poetisch die alten Häuser in Carcassonne aussahen; Gras im Hof, Moos auf dem Dach, Rost am Gitterthor — so waren gar manche! recht verlassen lagen sie da! die Besitzer kümmern sich nicht um sie, verbringen lieber den Winter in Paris als in Carcassonne, oder sind zu arm, um an ihre Erhaltung und Verschönerung etwas wenden zu können. Kennen Sie wol das Mährchen von der schönen Prinzessin, die mit ihrem ganzen Hofstaat in einen hundertjährigen Zauberschlaf verfällt? ich dachte, wenn in diesen Häusern Leute aufwachten, die hundert Jahr drin geschlafen hätten — die müßten sich verwundern! — Und dies ist der neuere Theil der Stadt. Der alte ist wirklich schon zu alt — so krumm, so gebückt und geflickt — da giebt's keine Schönheit mehr! Das Schloß überragt ihn; Thore, Thürme und doppelte Ringmauer sind wirklich jene uralten, vor welchen

Simon von Montfort im Albigenserkrieg lag, und welche Graf Roger so heldenhaft vertheidigte. Dachlos, zerbröckelt und verfallen wie sie sind, geben sie doch noch ein recht anschauliches Bild von solcher alten Festung, die eigentlich nur durch Hunger oder Verrath zu bewältigen war. Durch Erfindung des Schießpulvers und Anwendung des Geschützes ward der alten Kriegskunst der Garaus gemacht, und persönliche Tapferkeit und Ausdauer erlagen vor scharfsinniger Berechnung. Der Sieg der Massen über das Individuum ist ein Hauptmerkmal, um die alte Zeit von der neuen durch eine tiefe Kluft geschieden zu zeigen. Die Tochter des Kastellans führte uns umher, eine derbe Schönheit, welcher der Kopfputz der Frauen im Languedoc ausnehmend gut stand. Es ist nur ein Tuch, bei armen von Baumwolle, bei wohlhabenden von Seide, das sie wunderhübsch um den Kopf zu knüpfen wissen. Diese junge Person trug einen gelb und schwarzen Foulard, und zeigte mir sehr bereitwillig, wie ich ihn zu legen hätte; dabei erzählte sie Wundergeschichten von der Madame Carcasse, die in einer extraordinären, keiner historischen Zeitrechnung angehörenden Epoche, Carcassonne gegründet habe; und dann kam sie auf ihre eigenen Schicksale, in denen sie nichts so merkwürdig fand, als daß sie in einem Lande gewesen sei, wo

es Kanonen gebe — und dies Land war Corsika! ich hatte nicht gedacht, daß in Frankreich Kanonen eine solche Seltenheit wären, und daß eine junge Französin von so stupender Dummheit sein könnte. Man stellt sich die Französinnen, besonders die aus dem südlichen Frankreich, ganz besonders munter, nett, gewandt, wol gar witzig vor. Hübsch sind sie allerdings, aber vierschrötig, und lebhaft mit Antworten oder dgl. gar nicht. Da man immer von Frauenzimmern bedient wird, in Gasthöfen, Magazinen, Cafés, überall, überall! so sieht man sie sehr viel und bei mancherlei Beschäftigungen, aber ich finde sie nichts weniger als graziös. In Spanien schienen mir zwei Drittheil der Bevölkerung aus Männern zu bestehen; hier, grade umgekehrt. Ich weiß nicht, was für absonderliche Geschäfte die Männer hier zu treiben haben — aber die gewöhnlichen treiben sie nicht. Frauenzimmer sitzen im Kaufladen, Frauenzimmer nehmen in der Werkstatt Bestellungen an, Frauenzimmer besorgen das Haus, und führen zugleich den Besen und die Feder. Mir kommt vor, als hätten hier die Frauen das Regiment. Das jammert mich! mit dem Regiment ist viel Arbeit verbunden, und ich hab' es nicht gern, wenn die Frauen sich so erschrecklich abarbeiten müssen. Dazu sind doch wirklich die Männer gut ge-

nug! und dann haben sie ja auch nichts andres zu thun, während die Frauen aus einem Kindbett ins andre müssen. Wenn ich zuweilen die Emanzipations-Utopien lese, welche sich Frauen, vornehmlich Französinnen, für ihr Geschlecht ersinnen, wie es ebensogut wahl- und staatsdienstfähig und Gott weiß was! sein soll als die Männer, so mach' ich auf das Alles nur die einzige Bemerkung: „trefft die Veranstaltung, daß statt Eurer die Männer ins Wochenbett kommen, und Ihr werdet gewiß Eure Pläne durchführen können .... aber sonst nicht." Ausnahmen sind eben Ausnahmen — und wie viele existiren denn überhaupt in der Geschichte? wie viel Frauennamen hat sie überhaupt in erster Linie aufbewahrt? Die Königin Semiramis und die arme Sappho? die goldenen Tage des Alterthums haben ihnen eine Glorie gemacht, durch welche man schwer bis zu ihrer wirklichen Persönlichkeit dringt. Oder Catharine von Medici, die Intriguante im großen Styl, und Elisabeth von England, die wie ein Mann tüchtig und besonnen herrschte und lebte, und doch wie eine Frau am gebrochnen Herzen um den geliebten Esser starb? Oder Christine von Schweden, mißgestaltet an Leib, mißgebildet an Geist, ohne Würde mit — ohne Adel ohne Krone, bizarr zusammengesetzt aus einem

Drittheil Verstand, einem Drittheil Laune und einem Drittheil Eitelkeit, eine von den absurden Personen, die einem für alle Ewigkeit die genialen Frauen zuwider machen können? Oder Catharina die Große, halb ein Sardanapal — halb ein Selbstherrscher in Weiberkleidern? Oder Maria Theresia, Königin von Ungarn, die schöne Mutter der schönsten Kinder, die starke, edle Frau, rein auf dem Thron, rein im Familienleben, die Zierde unsers Geschlechtes? Die lieb' ich! die tröstet mich für so eine Christine! die zeigt mir, daß wenn die Frau nur ein Herz hat, so thun ihr Geist und Größe und Genie keinen Schaden! In einem Zimmer der kaiserlichen Burg zu Prag hängt ihr lebensgroßes Porträt zwischen denen ihrer ganzen Familie, Gemal und zehn oder zwölf Kinder. Ach, was ist sie schön! eine Stirn so leicht und fest, als könnten nur gute Gedanken in ihr wohnen; ein großes Auge mit dem hohen klaren Blick, der nicht spähet, aber erkennt; ein bestimmter scharfer Schnitt der Züge, der den sichern und in sich klaren Charakter zu verkünden scheint; und darüber ich weiß nicht welch ein Hauch von kaiserlicher Majestät und frauenhafter Anmuth. Die Töchter, Marie Antoinette, Caroline von Neapel und wie all' die Uebrigen heißen, sind lieblicher, feiner, reizender; aber Maria Theresia sieht doch aus

wie die Sonne dieses Planetensystems. Dies ungefähr sind die historischen Sommitäten unsers Geschlechts, und ich meine, dies geringe Facit müßte in Erwägung gezogen werden bei dessen Emanzipationsprojecten.

Von der Tour narbonnaise hat man einen weiten und freien Ueberblick der ganzen Gegend. Das Heer Simons von Montfort hat bequem ein Lager in der reichbebauten Ebene aufschlagen können. Wie die mag verwüstet worden sein! ich bringe hier nicht die Gedanken an den Albigenserkrieg aus meinem Kopf heraus. Er hat, wie alle Religionskriege, etwas so unerhört Wahnsinniges — denn ich kann's nicht anders nennen, wenn man Menschen in irgend einen bestimmten Glauben hineinzwingen will. Sie können vor Angst verstummen oder heucheln, und dann muß man ja stets gewärtig sein, daß das unzerstörbare Element des Glaubens sich eine Bahn zu brechen wissen werde — und dann beginnt der alte Kampf vielleicht in neuer Form wieder. So war es hier. Die Albigenser verschwanden nur, um zu ihrer Zeit als Hugenotten in den Kriegen der Ligue wieder aufzutreten; und nachdem die Hugenotten verstummt waren, fand man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder nöthig, die Calviniſten zu verfolgen und auszurotten. Das

war immer ungefähr auf denselben Stätten: aus den Bergen des Dauphiné und des Languedoc, wo das Leben, weniger nach Außen gekehrt, weniger Zerstreuung darbot, und wo die abgeschiedenere Existenz mehr zum Nachdenken auffordern mogte, stiegen die neuen Lehren in die Thäler hinein, und verbreiteten sich dann weiter in den Ebenen. Ob hier noch jetzt ein ketzerisches Feuer glimmen mag? Ach, was sag' ich! Es herrscht ja vollkommene Glaubens- wie Gewerbefreiheit in Frankreich, und die Pechfackeln der Intoleranz sind durch die kalten Wasserfluten der Toleranz gründlich gelöscht worden. — Von der Tour narbonnaise herab sahen wir eine große Prozession junger Mädchen, die in weißen Kleidern und Schleiern, mit weißen Rosenkränzen im Haar, nach der alten Kathedrale der Cité zogen, um dort das erste Abendmal zu empfangen. Wir zogen nach. Ich mag gern junge Mädchen sehen; ihre stille, verschleierte, blumenhafte Existenz übt große Magie über mich — hauptsächlich durch Alles das, was sie nicht sowol besitzen, als was ich in sie hineinlege, denn das ist nicht mehr und nicht minder, als den Keim zu allen Vollkommenheiten. Ein litthauisches Sprichwort sagt: „Lauter gute Mädchen! woher kommen all' die bösen Frauen?" Das ist einem auch wirklich unbegreiflich, wenn man solche schnee-

weiße Lämmerschaar auf einem Fleck beisammen sieht. Stellt man sie sich aber in der Welt zerstreut vor, auseinander gerissen durch die strudelnde, konfuse Gesellschaft, in ihr beherrscht durch Eitelkeit oder Leidenschaft, den zwei Magnetbergen, vor denen das Lebensschifflein in Trümmer geht, weil sein Eisenwerk, seine Stärke, an ihnen hängen bleibt: so wird es sehr begreiflich. Ich wollt', ich wär' bei zwanzig Jahren gestorben; dann hätt' ich meine beste Zeit gelebt, ungefähr vier gute Jahre. Denn vor sechszehn Jahren ist man wirklich zu dumm. Oder war ich es nur? Möglich! Genug, ich meine, wenn man stupid ist in der Kindheit des Leibes und Geistes, da hat man nichts vom Leben, und erst wenn es anfängt, uns lieblich gedankenvoll anzusehen, erst dann wird es hübsch. Aber ach! sobald wir ihm den gedankenvollen Blick zurückgeben — ist's vorbei mit dem Glück. Mögten Sie es wol aber festhalten, wie es damals war? ich nicht! o, nicht um die Welt! Damit sterben, ja. Damit leben, nein. — Die weißen Jungfrauen von Carcassonne überfüllten dermaßen die kleine enge Kathedrale, daß meines Bleibens nicht lange darin war. Ich dachte, wir würden unbemerkt hinausschlüpfen können, denn es war Messe und Musik; doch mit nichten! ein galonirter Kirchendiener setzte uns nach und fragte, ob

wir nicht die neuentdeckte Kapelle sehen wollten, denn die Gelegenheit, einen Franken zu verdienen, läßt hier so leicht Keiner vorüber gehen. Die neuentdeckte Kapelle! das frappirte mich. Und man kann sie mit Wahrheit so nennen. Das Pfarrhaus mit Hof und Garten lehnt sich an den Chor der Kirche; kürzlich ist ein kleines Stallgebäude weggenommen worden, um mehr Raum zu schaffen, und dabei ist ein allerliebstes Kapellchen zum Vorschein gekommen mit dem Grabmal des Bischofs Wilhelm Rudolf vom Jahre 1266. Das Gewölbe, die zierlichen Fensterbogen sind wohlerhalten, die Thür nach dem Chor, welche man vermauert hatte, ist wieder geöffnet; aber die Mauer nach dem Pfarrgärtchen zu ist zur Hälfte eingestürzt; Schlingpflanzen hängen und Rosensträuche blühen vor der Bresche, und das ganze Bildchen bekommt dadurch einen Anstrich von einsiedlerischer Verwilderung, der es sehr malerisch macht. — Die kurze Tagereise bis Toulouse ist sehr angenehm, weil das Land so reich ist, und immer reicher und blühender und cultivirter wird, je näher man an diese alte Hauptstadt des Languedoc kommt. Von der letzten Post ab fährt man in einem wahren Garten, der von Villen und Landhäusern belebt wird; Promenaden mit dem größten Baumluxus drängen sich um die Stadt, und die Pappelallee,

welche den Canal du midi einfaßt, zieht ihre lange, dürre Linie in ununterbrochener Einförmigkeit meilenweit dahin, durch Wiesen und Felder und Gärten, wie ein getreuer Pädagog, der seinen Zögling wohlbehalten abzuliefern hat. Und so begleitet sie denn ihren Canal richtig bis zu seiner Mündung in die Garonne. Ach, wie ist das langweilig, stets gradeaus gehen zu müssen! Das kann man nicht den Straßen von Toulouse vorwerfen; sie wimmeln kreuz und quer durcheinander wie Ameisen, und ihre zahlreichen Kirchen, und ihre alten morschen Häuser, welche großentheils aus Holz und Backsteinen gebaut sind — was man bei uns Fachwerk nennt — geben ihr ein seltsam verschollenes Ansehen. Sie ist denn auch freilich alt genug! Von dem Glanz ihrer römischen Tage ist ihr nur die Sage übrig geblieben und der Name ihres Stadthauses, welches stolz: das Capitol heißt, und ein großes, stattliches, geschmücktes Bauwerk aus den letzten Jahrhunderten ist. Als Hauptstadt des westgothischen Reiches hielt sich Toulouse kaum hundert Jahre; denn Ataulf erhob sie im Jahre 413 dazu, und schon 507 ging sie nach der Schlacht von Vouglé an Clovis den Frankenkönig verloren. Doch sowol unter den Franken als unter den Gothen behielt sie eine Munizipalverfassung, die aus den

Römerzeiten und Einrichtungen stammte, wenn sie gleich der neuen Ordnung und den veränderten Zuständen sich anpassen mußte. Als darauf das Haus der Grafen von St. Gilles mächtig im Languedoc wurde, und von der Hauptstadt seiner Grafschaft den Namen der Grafen von Toulouse empfing, wollte ein günstiger Stern, daß diese Herren sorgsamer und gerechter für ihre Unterthanen waren, als es in den Tagen der Willkür und Gewalt zu sein pflegt. Sie schützten die Rechte der Städte, sie hielten die Commune aufrecht, sie beschirmten Handel und Gewerbe, sie gönnten und verschafften jeder Lebensäußerung die Sicherheit ihres starken Schutzes, und der Kaufmann und der religiöse Sectirer genossen der Freiheit so gut wie der Baron und der Troubadour. Das dauerte so lange, bis Philipp August nicht blos Mann und König, sondern mächtig in Frankreich geworden war. Als Carl der Kahle am 14. Junius 877 das Edict von Kiersy gab und festsetzte: die Statthalter in den verschiedenen Herzogthümern und Grafschaften des Reichs sollten nicht mehr wie bisher nach Willkür vom König ernannt werden, sondern erblich sein; — da ruinirte er den letzten Schatten der königlichen Gewalt, die Carl der Große gegründet hatte. Diese Statthalter und einige Häupter von großen Fami-

lien begannen das Feudalsystem, indem sie die freien Leute und Landbauern zum Schutz gegen Sarazenen und Normannen in Vasallenschaft nahmen, d. h. ihnen für gewisse zu leistende Kriegsdienste ein Landeigenthum gaben, und sie durch Besitz aus der Verthierung und Feigheit rissen, in welche ein Volk versinkt, das sich schutz- und rettungslos den räuberischen Invasionen fremder Völker preisgegeben sieht. Die großen Herrn ersetzten die fehlende Gewalt, die vom König hätte ausgehen sollen; dadurch betrachteten sie sich als vollkommen unabhängig, und wurden es in der That, wenn auch die Formen sie in gewisse Schranken wiesen. Nicht nur die ersterbenden Carolinger, sondern auch Hugues Capet und drei seiner Nachfolger ließen die Macht der großen Lehnsträger im südlichen Frankreich unangetastet; der vierte, Ludwig VI., war so glücklich, die Tochter und Erbin des mächtigsten unter ihnen für seinen Sohn zu gewinnen, und Eleonore von Poitou und Aquitanien brachte diese Landschaften nach dem Tode ihres Vaters, Wilhelm X., an den jungen König, Ludwig VII. Aber thörichter Weise, um eines nie erwiesenen Verdachtes willen, ließ er sich 1152 wieder von ihr scheiden, und sogleich vermälte sich Heinrich Plantagenet mit ihr, der 1154 den Thron von England bestieg, und durch seine eigenen Erblande,

Normandie und Anjou, und durch die seiner Gemalin ein furchtbarer Vasall wurde. Nie war wol eine Handlung, welche dem Privatleben eines Fürsten angehört, von so ungeheurer und unheilvoller politischer Consequenz, als die Scheidung von Eleonore; denn wenn auch Philipp August, der Sohn von Ludwig VII., sowol die Normandie als Aquitanien wieder mit Frankreich vereinigte, 1204, so erhob England doch mehr als 100 Jahre später Ansprüche und Forderungen, die, durch kräftige Könige unterstützt, Frankreich ins Verderben fremder Kriege brachte, aus denen allmälig ein Bürgerkrieg sich bildete. Philipp August, der fünfzehnjährige Knabe, empfing bei seiner Thronbesteigung, 1180, den Lehnseid, welchen Heinrich II. ihm leisten mußte, der Greis und der Mächtigere ihm, dem Kinde. Es heißt darin: „.... moi, Henri, j'aiderai selon mon pouvoir Philippe roi de France, *mon seigneur*, contre tous les hommes; et moi, Philippe, j'aiderai de tout mon pouvoir Henri roi d'Angleterre *mon homme* et mon fidèle etc. ...." — So tief war die Subordination des Feudalismus eingedrungen. Aber desto tiefer fühlte Philipp August sich in seinem Ansehen gekränkt, daß das südliche Frankreich einer freien und unabhängigen Entwickelung entgegenging, und sich um seine Kriege und

Eroberungen im Norden wenig kümmerte. Er beschloß, die stolzen Grafen zu zerbrechen und zu demüthigen. Er trat mit Papst Innocenz III. in einen Bund, und der Albigenserkrieg begann, 1209. Dessen Ende war: Untergang des Hauses von St. Gilles, Vereinigung ihrer Grafschaft mit der Krone, zitternde Furcht der übrigen großen Vasallen, und plötzlicher Stillstand des freien, frischen, regsamen Lebens im Languedoc. Roger von Béziers war vergiftet, Raymund VI. von Toulouse zu Tode geängstigt; da starb auch Philipp August, 1223, er der mehr als irgend ein König für die Centralisation der Gewalt in einer Hand gethan hat. — An allen Kirchen von Toulouse sah ich mich um, ob hier wol die Stätte sein möge, wo Raymund demüthig draußen an der Thür kniete, während drinnen Gottesdienst war. Als Exkommunizirter durfte er nicht die heilige Stätte betreten. Er war ein schwacher, milder Mann, ganz der Kirche unterworfen, ihres Trostes und Zuspruchs bedürftig, aber zu gutmüthig, um aus freiem Antrieb unbarmherzig gegen die armen Sektirer zu sein. Bei der Belagerung von Toulouse fiel Simon von Montfort, der wilde Feldherr, 1218, dessen glühender Ehrgeiz dem Papst und dem König ein willkommnes Werkzeug gewesen war. Sein Tod hemmte nicht

den Gang der Begebenheiten; sie waren in zu heftige Schwingungen gebracht, um plötzlich stillstehen zu können, und wenn auch langsamer und lauer, so setzten doch die geistliche und weltliche Macht ihre Absichten durch. Die Dominikaner errichteten der Inquisition einen infernalischen Thron in der heitern Sängerstadt, und Graf Raymund VII., obgleich Wittwer in jungen Jahren, durfte sich nie wieder vermälen, um keinen Sohn zu haben, so daß bei seinem Tode, 1249, die Grafschaft durch seine einzige Tochter Johanna an deren Gemal Alfons kam, einen Enkel von Philipp August. — Nachdem die wilden Stürme der Verfolgung und des Eifers sich allmälig ausgetobt hatten, begann die Stadt wieder sich zu heben, und mittelst ihrer Freiheiten und Gerechtsame, die sie vom König in kritischen Momenten durch reiche Steuern erweitern und bestätigen ließ, zu Handel und Reichthum zu kommen. Ihre obersten selbstgewählten Magistratspersonen hießen, wahrscheinlich im Hinblick auf ihren Versammlungsort: Capitouls, und das Parlament von Toulouse erwarb sich nach und nach einen so hohen Ruf, daß die schwierigsten Rechtsfälle ihm zur Entscheidung und Sanctionirung vorgelegt wurden. Diese Parlamentsmitglieder oder Capitouls vererbten zwar nicht ihre Stellen, weil aber die

Söhne fast immer der Laufbahn der Väter folgten, so wurden sie ihnen übertragen, und aus dieser Vokation und Gewohnheit gingen allmälig die berühmten und großen Magistratsfamilien hervor, welche der aristokratische Adel fast als ebenbürtig betrachtete, und im vorigen Jahrhundert „la noblesse de robe" — zur Unterscheidung von der „noblesse d'epée", wie er sich selbst, nannte. Dies gilt ebensowol von dem Parlament zu Paris, und in allen großen Städten Frankreichs. Die Lamoignon, die De Thou, welche im vorigen und vorvorigen Jahrhundert durch persönliche Tüchtigkeit, Wissenschaft und Gelehrsamkeit glänzten, gehörten diesen alten Magistratsfamilien an. — Es waren die Capitouls des vierzehnten Jahrhunderts, welche einigen Neid darüber empfanden, daß ihr schönes und reiches Toulouse die Zier entbehre, die es zur Zeit seiner Grafen so glänzend geschmückt hatte. Sie wollten auch des Ruhmes theilhaft werden, der dem Hause von St. Gilles eine Glorie gegeben: sie wollten die Flamme der Poesie aus der Asche wecken. Zum 1. Mai des Jahres 1324 beriefen sie eine Versammlung von Sängern und Dichtern, und setzten demjenigen, der das beste Gedicht in provençalischer Sprache liefern werde, ein goldnes Veilchen zur Belohnung aus. Es war ein ungeheurer Zufluß, und

Arnaud Vidal aus Caſtelnaudary ward Sieger in dem Kampf, erhielt den Preis und wurde zum Doctor „del gai saber" gemacht. Wie gefällt Ihnen der Doctor, der auf den Troubadour geimpft wird? ſehen Sie nicht dieſem philiſterhaften Doctor ganz genau an, daß die ehrwürdigen Capitouls ſtatt der ſchönen Frauen der Liebeshöfe die Preiſe vertheilen? Dies iſt der Urſprung der Jeux floraux. Im Jahre 1355 wurde feſtgeſetzt, daß das Veilchen der Preis für die beſte Chanſon ſein ſolle, und man fügte für das Sirvente eine ſilberne Eglantine, und für die Ballade eine „flor de gaug" hinzu. Dieſe Blumen werden im Allerheiligſten des Capitols von Toulouſe ſorgſam aufbewahrt und gezeigt, und ich meine, es müſſe dem Botaniker ſchwer fallen, ihre Claſſe zu beſtimmen. Mit den Jeux floraux zuſammen wird gewöhnlich der Name Clémence Iſaure genannt. Deren Stifterin iſt ſie nicht, und ob ſie eine Beſchützerin derſelben war, hab' ich nicht ausfindig machen können. Sie gilt aber dafür, und ihr Name iſt der Schlachtruf in dieſem Kampfe der Poeſie. In einem Zimmer, wo die ſchöngeiſtige Akademie von Toulouſe noch heutzutage ihre Sitzungen hält, ſteht eine alte, ſeltſam nonnenhafte Statue, und gilt für die von Clémence Iſaure, und gegenüber hängt ein großes modernes Gemälde, das

von Atlas und Sammet rauscht und bauscht: das soll sie vorstellen, wie sie die kostbaren Blumen vertheilt. In einem großen Saale stehen in Nischen an den Wänden zwei lange Reihen von Marmorbüsten der Berühmtheiten von Toulouse. Um mir ihre Namen zu merken, hätte ich sie an Ort und Stelle aufschreiben müssen. Ich bin nur für die Namen, die man von selbst im Gedächtniß behält! .... aber ich find' es doch recht nett, daß die Stadt ihre kleinen Sommitäten nach Kräften ehrt. Und für sie mögen es auch große sein; ich kann mich nun unmöglich mit allen Bürgerkronenträgern befassen! höchstens mit griechischen und römischen: dazu sind wir nun mal abgerichtet. — Im innern Hof des Capitols wurde im Jahre 1632 der Gouverneur vom Languedoc, der Herzog von Montmorenci, enthauptet. Da war es aus mit dem Feudalismus, aus mit dem Ansehen der Städte; da erbaute Cardinal Richelieu die Bastille des Absolutismus, und Ludwig XIII. thronte ganz zaghaft und stupid in ihr, und stammelte verschüchtert die Decrete nach, welche sein Minister ergehen ließ. Der hohe Adel konnte sich nicht an den Zwang und den strengen Gehorsam gewöhnen, den Richelieu von den Beamten des Königs forderte. Die Gouverneure der verschiedenen Provinzen hatten

vorzüglich im sechszehnten Jahrhundert, unterstützt durch Religions- und Bürgerkrieg, ein Ansehen und eine Macht in ihren Statthalterschaften zu erringen gewußt, die den Königen beeinträchtigend und gefährlich war. Heinrich IV. trug die Krone nicht lange und nicht sicher genug, um die großen Herrn in die Schranken zurückzuweisen, die sie als gefährliche Parteihäupter übersprungen. Es ward das große Werk Richelieus. Er benutzte den Aufstand im Languedoc, den Montmorenci, im Einverständniß mit dem stets mißvergnügten und stets unentschlossenen Bruder des Königs, veranlaßt hatte, um den Herzog auf das Schaffot zu bringen. Seit Ludwig XI. den Grafen von St. Pol und den Herzog von Nemours enthaupten ließ, war durch Richterspruch kein so vornehmes Haupt gefallen, als das von Montmorenci — denn der Herzog von Biron, den Heinrich IV. hinrichten ließ, hatte nicht diese Bedeutung, diese Partei, diese Familie für sich. Die Montmorenci waren den Guisen stets feindlich, und stets königisch gesinnt gewesen, aber mit einer gewissen Haltung, die große Ansprüche an Unabhängigkeit verkündigte. Die Zeiten waren vorüber, in denen diese sich durchsetzen ließen. Da ich doch einmal von Hinrichtungen spreche, so fällt mir Jean Calas ein. Kennen Sie dessen entsetzliche Geschichte?

Calas war ein Greis, ein geachteter Bürger von Toulouse, dessen Redlichkeit durch keinen Makel je befleckt worden war, er war Calvinist samt seiner ganzen Familie. Sein ältester Sohn, ein wüster Mensch, trat zur katholischen Kirche über, oder beabsichtigte es — das erinnere ich mich nicht genau — Aber, wie diese Uebertritte dann wol nicht dem Durst der Seele genügen und die innerliche Umwandlung des Menschen bewerkstelligen können, so ging es auch ihm. Traurig, mißvergnügt, zerfallen, machte er seinem Leben ein Ende, und erhenkte sich im älterlichen Hause. Das vom verrücktesten Fanatismus ausgesprengte Gerücht: Calas habe seinen Sohn um der verschiedenen Religionsmeinung willen — erhenkt, fand Glauben, nicht allein beim Volk, sondern beim Parlament, bei Hof, in ganz Frankreich; und das hochweise Parlament von Toulouse erklärte den Greis für schuldig und verdammte ihn zum Tode. Damals gab es noch keine „mildernde Umstände" bei solchen Verurtheilungen, und Calas wurde hingerichtet. Seine Wittwe ging nach Paris, und schrie nicht nach Gerechtigkeit — die war nicht mehr herzustellen! aber nach einer andern Untersuchung. Ihr Schrei wäre wol verhallt am Hofe Ludwigs XV., wenn sich nicht ein Mann ihrer angenommen hätte, der für alle herrschenden

Mißbräuche einen schneidenden Haß in der Seele, und ein ätzendes Gift in der Feder hatte. Das war Voltaire. Diesmal ging das Gift nicht weiter, als bis zu dem Punkt, worauf es berechnet war. Er setzte durch, daß eine zweite Untersuchung begann und, unparteiischer oder einsichtsvoller geleitet, ergab sich aus derselben die Unschuld des armen Calas — für ihn zu spät! — Toulouse hat viele, viele alte Kirchen, von denen manche in Magazine und Pferdeställe verwandelt sind. Das Augustinerkloster ist ein Museum worden, mit dessen Einrichtung man noch beschäftigt war. Die Gemälde lagen noch so herum, und Anfangs wurde uns der Eintritt verweigert. Indessen — es erschien ein Herr mit dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloch, gewährte uns verbindlich die Erlaubniß, und führte uns nach dem wunderhübschen Kreuzgang, in welchem römische und altchristliche Grabmäler, Altäre und andere Monumente aufgestellt sind. Er gab über Alles Auskunft und sprach ganz gut. Ich hielt ihn für den Direktor des Museums, und als er mir beim Ausgang meinen Sonnenschirm wiedergab, dankte ich ihm sehr charmant für seine Güte. Er aber sagte gelassen: „Madame, on paye." Und ein Ritter der Ehrenlegion empfing mit einer Verbeugung einen Franken! also bis zum Portier

ist das arme rothe Band bereits herunter gestiegen. Die Gallerieaufseher sind überhaupt hier zu Lande wunderliche Personagen! In Nimes in der Maison carrée war's ein Jüngling im schwarzen Sammtrock und Barett, Haar à la malcontent, langer Bart, vornehm nachlässig gekreuzte Arme, und was denn so zur typischen Kunstjünger-Haltung gehört. Aha! dacht' ich, das ist einer von den tausend verkannten Rafaels, an denen man jetzt so überreich ist! — und ich hatte wol Lust ein wenig über die alberne Figur zu lächeln. Aber ich bin von Natur höflich — nicht gegen meines Gleichen, doch gegen die, welche unter meinem Stande sind. Ich mag niemand verletzen, und diese Möglichkeit kömmt nicht leicht vor zwischen Leuten, die sich auf gleichem Fuß gegenüberstehen; die gewöhnlichen guten Manieren reichen da vollkommen aus. Und so war ich denn sehr höflich in meinen Fragen und Bemerkungen gegen den malcontenten Jüngling, während er seine Antworten über die Achsel mir zuwarf. In der Mitte der Maison carrée stand eine einsame Marmorbüste. Ich fragte ihn, was das sei. „C'est Sigalon!" antwortete er in einem Ton, der großen Verdruß über meine Unwissenheit verrieth. Dieser Ton, diese Manieren und dieser Herr Sigalon in solchem Tempel aufge-

stellt — verdrossen mich, und ich fragte mit wundervoller Impertinenz: „Et qu'est-ce que c'est Sigalon?" Er sah mich mit einem wüthenden Blick an, aber er mußte mir denn doch sagen, daß es ein Maler, aus Nimes gebürtig, sei, der einen Preis bekommen habe. Für etwas so Alltägliches steht nun seine Büste im schönsten Tempel der Welt! — Beim Fortgehen gab ich Acht, ob der hohe Jüngling sich herablassen würde, Geld anzunehmen. O ja! Nun, dann sind' ich, muß er die Manieren seiner Stellung haben. Ueberhaupt scheint mir das Volk im Languedoc entsetzlich unfreundlich — auch unter einander. Täglich haben die Postillone auf der Landstraße Streit! Acker- oder andre Wagen jagen so lange, bis sie der Extrapost voran sind; dann fahren sie Schritt, und zwingen dadurch den Postillon von der Chaussee herunter und mit ihnen um die Wette zu fahren. Der Postillon siegt dann zwar zuletzt, aber sie haben doch das Vergnügen der Neckerei gehabt, und an gegenseitigen Drohungen, Fluch- und Schimpfworten, gar Peitschenhieben, hat's nicht gefehlt. Die Kinder am Wege werfen mit Steinen nach dem Wagen. Meine Kalesche ist beständig niedergeschlagen; da flog neulich ein großer hinein. Bei Carcassonne begegneten wir einem enormen Transport von Hühnern, welche in

Körben auf langen Karren von Toulouse nach Barcelona gefahren werden. Diese Körbe kamen mir vor wie Sclavenschiffe, und die unglücklichen Thiere waren darin auf schreckliche Weise über einander gepackt. Das können Vögel, die an beständige Bewegung gewöhnt sind, gar nicht aushalten, und auf der 50 Meilen langen Reise stirbt wenigstens ein Drittheil. Wir fragten den Mann, weshalb er nicht lieber von Hause aus ein Drittheil weniger mitnähme, — das versetzte ihn in heftigen Zorn; unbegreiflich warum? Vielleicht war er betrunken, denn die Leute trinken hier heftig! Ein Zug von Ochsenkarren hielt neulich stockstill auf der Chaussee; ein Paar hundert Schritt weiter lagen drei Fuhrleute wie todt mitten auf dem Wege. Dergleichen frappirt außerordentlich, wenn man aus Italien und Spanien kommt, wo es nie vorfällt. Ist aber jener Hühnertransport nach Barcelona nicht merkwürdig und ganz spanisch? Barcelona hat ein milderes Clima als Toulouse, und so würde die Hühnerzucht dort besser gedeihen; aber nein! das ist zu unbequem, erfordert zu viel Sorgfalt. Ueber die Pyrenäen läßt man das Geflügel kommen! — Hier herrscht eine unerhörte Thätigkeit! die Diligencen fliegen dutzendweise in alle vier Winde. Das sind keine königliche Anstalten, wie in Deutschland,

sondern von Privatpersonen und Gesellschaften eingerichtet. Der großen Rivalität wegen sollen sie sehr wohlfeil sein, aber um doch etwas zu dem Ihren zu kommen, nehmen sie alles mögliche Gepäck, Waarenballen, Kisten und Kasten oben auf das Impériale mit, so daß sie mehr wie Güterwagen, als wie Diligencen aussehen. Eine hatte gar ein Fuder Heu obenauf geladen. Der Courierwagen, la Malle, der die Briefe befördert, und nebenbei für zwei Personen Platz hat, ist samt der Extrapost die einzige königliche Anstalt. Die Postillone sehen aber ganz wie Fuhrleute aus, mit ihrer blauen Blouse, ihrem breiten hellgrauen Filzhut und ihrer langen Peitsche, welche statt unsers Posthorns das Signal giebt. Ungeheure hölzerne oder Lederstiefel, die ihm bei einem etwaigen Sturz das Bein schützen sollen, und die er anzieht, ehe er zu Pferde steigt, bezeichnen den Postillon. Da nur selten eine Post gefahren wird, ohne daß der Postillon beim Geschirr ändern und knüpfen und ordnen müßte, so ist's dann immer eine große Noth in diesen Maschinen zu gehen, die ihn ganz unbeholfen machen. Fürchterlich behandelt der Postillon seine Pferde, schlägt und stößt sie, läßt sie sich wund reiben am Geschirr! und die Thiere zittern wie Windspiele, und nie hab' ich solche scheue Pferde gesehen. So

wie sie angespannt sind, rennen sie, was sie können, um nicht mißhandelt zu werden, und auf der Station angelangt, stehen sie da und ängstigen sich so, daß ihnen die Seiten fliegen. Ich fahre so gern! aber hier komme ich zu keinem Vergnügen dabei. Diese wilden barbarischen Leute, die toll und rücksichtslos einherjagen, ängstigen auch mich; die Pferde jammern mich, ich meine, sie müssen stürzen, und ich sitz' immer mit der Hand am Wagenschlag, um heraus zu springen, sobald etwas vorfallen sollte.

Die Pyrenäen.

Sie in den Tyroler Alpen, meine Seele, ich in den Pyrenäen, Sie in Gastein, ich in Bagnères. Weshalb sind wir denn immer so weit von einander gerissen, und recht, wie jetzt, Jede einsam auf einer Bergesspitze?

Gesungen ward's an der Wieg' uns,
Und ward uns trauriger Stern:
Mit Fremden sind wir vereinigt,
Und Eins von dem Andern so fern!

Ich glaub', ich habe zuweilen das Heimweh, — so ein Gefühl, das nicht Schmerz, nicht Trauer, nicht Sehnsucht, aber heißer, tiefer, nagender, als das Alles, und von solcher Intensität ist, daß ich drin versinke, wie in einem uferlosen Meer. Die

Wellen rauschen über mir zusammen, Gedanke und Besinnung schwinden, das Herz ist schwer, aber so schwer, wie man's sich von einem armen, kleinen Herzen gar nicht vorstellen kann, denn es sinkt und sinkt, und zieht mich wie in eine unergründliche Tiefe hinab, und ich lasse mich denn auch so hinabsinken. Ob das wol Heimweh ist? Einzelne Stätten oder Bilder tauchen unbestimmt aus dem großen Wogenchaos empor, bei denen ich denke, wie um mich wieder herauf zu arbeiten: „Ja, wenn ich da wäre" — oder: „Wenn Du hier wärst;" aber ich glaube, das sind Trugbilder. So weit der Himmel blau ist, wird es wol für mich immer gleich auf der Erde sein — und zwar so, daß ich dies Gefühl, welches ich Heimweh nenne, nimmer los werden kann. Man zerstreut sich, man betäubt sich, man mühet und mattet sich ab in tausendfacher Arbeit und Anstrengung — und dann fährt man plötzlich, wie aus dem Traum auf, und mit der Hand über die Stirn, und fragt sich: „Nun? was soll denn das Alles vorstellen? Schlaftrunk? Rausch? Arznei? Ist das nothwendig?" — Ach, ja! es ist sehr nothwendig, und darum eben hat die Vorsehung in uns Alle einen solchen Drang zum Thun und zum Schaffen gelegt. Im Alter hört der auf, von selbst, dann hat man den Blitzableiter nicht mehr

nöthig. Ich freue mich recht dazu, wenn ich auch einmal alt sein, und ganz still dasitzen werde, die Händ' im Schooß, aber nicht gelangweilt, und neben mir — das kühle Grab. Das Leben so an sich vorbei rinnen zu sehen, wie einen Bach, nach dem wir nicht mehr durstig sind — und die Bilder des Lebens zu betrachten, ohne von ihnen angelockt und geblendet zu werden — und den ganzen Schatz des eigenen Daseins so voll und stark und beisammen in der Seele zu haben, daß nichts mehr in sie hineindringen mag, daß sie ihr Genügen hat an ihren Erinnerungen — und all die Trümmer und welken Blumen und tauben Blüten aus dem Herzen zu schütteln, mit denen es sich auf dem langen Wege ach! oft recht nutzlos befrachtet hat, so daß nichts drin übrig bleibt, als das, was unvergänglich ist — glauben Sie wol, Emy, daß ich einst so weit kommen werde? Das würde mir tröstlich sein. Es lebt sich leichter, wenn man sich sagen darf: „noch ein Paar Tage oder Jahre, und Ruhe und Stille kommen über Dich, wie Dämmerung übers Abendroth, dann streckst Du Dich aus, und falteſt die Hände, und thust die Augen zu, und schläfst ein." — O ich sage mir das ja auch: „Noch ein Paar Tage!" aber ich sag' es schon, so lange ich mich auf mich selbst besinnen kann, und dann — ich

weiß nicht, wie es zugeht, aber meine Tage haben alle mehr als vierundzwanzig Stunden, und es regt sich etwas Anderes in ihnen, als der Perpendikel der Zeit. Was mir am Alter so beneidenswerth scheint, ist, daß es keine vernichtende Entmuthigungen mehr hat, mehr haben kann. Es strebt nicht mehr, es kämpft nicht mehr; es hat zwar Manches nicht erreicht, allein es erkennt, daß es nun bereits zu spät sei, um sich deshalb anzustrengen; es ist gleichgiltig gegen die Gegenwart, lebt in der Vergangenheit, und weiß nur noch von einer unirdischen Zukunft. Es hat keine Zuversicht mehr zum eigenen Können, es überschätzt nicht seine Kräfte, es spricht nicht zu sich selbst: „Nun? magst du wo anders stehen bleiben, als in der ersten Reihe?“ Es bleibt gelassen stehen. Muß man denn durchaus achtzig Jahr alt werden, ehe man zu dieser Weisheit gelangt? So tief und fern ich in mein Leben zurücksehe, war es stets im Wechsel zwischen einer überwältigenden Zuversicht zu mir selbst, zu Gott, zu Allen und Allem, und einer zerknickenden Entmuthigung — zwischen Siegeslied und Angstschrei — zwischen glühendem triumphatorischem Jubel über all die Kränze und Kronen, die das Leben zeigt, und maßloser Trauer über die dürftigen Verwelklichkeiten, die man sich in jenen Wäldern

von Lorbeer und Rosen und Myrthen abrupft — zwischen einer Liebeskraft, die Alles begehrt, und einer Gleichgiltigkeit, die nichts genießen mag — zwischen einem Schritt, der so kühn, frei und frisch ist, als ob er mich auf den Gipfel des Olymp tragen sollte, und einer Muthlosigkeit, die mich regungslos macht, weil sie mir zuflüstert, der Schritt werde doch nicht dazu ausreichen. Bei dieser letzten Erkenntniß sollt' ich mich beruhigen, nicht wahr? aber wer weiß, ob es die richtige ist! und dann — ich mag nirgendwo hin, als auf den Olymp, liebes Herz, und die platte Erde gefällt mir nicht genug, um in ihr Wurzel zu fassen. Der Stolz kommt dann auch dazu, dieser Stolz des Lucifer, der immer höher und höher will, und der auf nichts Werth legt, als auf das, was er noch nicht erlangt hat; der läßt mich denn auch nicht lange rasten. Was liegt mir an Lob, Beifall, Bewunderung? nicht so viel! Mir selbst muß ich Genüge leisten, durch und durch, ganz und gar, nicht in einem Liede oder in einem Buche, sondern in dem ganzen vollen Sein, so daß ich denken kann: „Ach! nun ist's gut, rund, klar, vollkommen!" — dann soll fremder Beifall mich freuen. Jetzt kommt er mir vor, wie ein Almosen, und macht mich fast traurig. Die Leute sprechen bisweilen zu mir: es sei gar nett, daß ich

hübsch anspruchslos sei. Dann muß ich mich immer verwundern. Ich würde ja sehr gern Ansprüche machen, wenn ich nur wüßte worauf. Und so ist es doch auch keineswegs mit mir, daß es mir gleichgiltig wäre, wenn, wie und was mich lobt. Ein Wort, eine Bemerkung, ja ich möchte sagen, ein Blick, der Verständniß verräth, können mich entzücken! ein Zuruf, eine Ermunterung kann mich beseligen! Das ist's eben! Lob ist für mich kein Ruhepolster, sondern eine Ermunterung, und ich habe eine so glorreiche Meinung von den Menschen, daß ich sie von ihnen fordere, daß ich meine, ich könne ohne sie zu nichts kommen, und daß es mich grämt, wenn ich sie hier und da nicht so finde, wie ich sie erwartet hab'. Aber das muß ich doch wieder sagen: an dem alltäglichen, banalen Lob liegt mir nicht so viel. Wenn ich nun erst alt sein werde, so bedarf ich auch der Ermunterung nicht mehr. Dann denk' ich: „Du hast das Deine gethan! es ist zwar sehr wenig, es ist nichts, als daß Du das Schöne geliebt, und das Große geehrt, und das Wahre gesucht hast, aber Du hast doch Deine ganze Seele mit all ihren kleinen Kräften und Fähigkeiten dran gesetzt, — und mehr kannst Du nicht leisten." — Liebe Emy, bei achtzig Jahren werde ich ganz unglaublich glücklich sein. Ich

weiß nicht recht, wie ich auf dies Alles gekommen bin. Man hat so seine Melancholien, in denen einem die eigene Bestimmung unerträglich erscheint, weil die Halbheit und Unvollständigkeit der Existenz uns grade recht grell entgegen getreten ist. Weshalb sind Sie in den Alpen statt in den Pyrenäen? Weshalb haben Valencia und Andalusien Farben ohne Schatten, und die Pyrenäen Schatten ohne Farben? Weshalb muß ich beständig durch die Lüfte fliegen, oder auf dem Boden liegen, statt zu gehen, vernünftig und gelassen, wie es sich schickt für gesetzte Leute? — Und ich sehe nicht ein, warum ich nicht meine Melancholien so gut wie meine Freuden haben, und warum ich nicht davon sprechen sollte. Wer sich dafür interessirt, was ich von der Stadt Toulouse sage, der wird sich doch wahrlich weit mehr für das interessiren, was ich von mir selbst sage; denn eine Menschenseele, so klein und arm und schwach sie sei, ist doch viel wichtiger und auch merkwürdiger, als so eine Stadt Toulouse mit ihren Capitouls und ihren Jeux floraux.

Bagnères de Luchon ist nur eine starke Tagereise von Toulouse, aber tief, ganz tief in den Pyrenäen, in einem Thal am Fuß des Hochgebirges — wie Interlachen, doch im kleinen Maßstab. Der Port de Venasque schließt hinten das Thal; er hat ewigen Schnee, indessen nur einzelne weiße Flecke, und

nicht so eine große weiße Kuppe wie die Alpen haben. Hinter dem Berge liegt Spanien. In vier Stunden ist man in Aragon. Ein muntres Gebirgsflüßchen, die Pique, kommt vom Port de Venasque herunter, durchströmt das ganze Thal, und wirft sich in die Garonne, nachdem sie selbst eine Menge noch kleinerer Flüßchen und Bäche aufgenommen hat, die ihr aus jeder Schlucht, aus jedem Nebenthal entgegenrieseln. Die Gebirgsnatur kommt mir vor, wie ein recht vollkommener Mensch, vom schönsten Gliederbau, vom feinsten Organismus, vom reinsten Blut, frisch, frei, empfänglich, zuverlässig, unbeschadet heftiger Leidenschaft, liebenswürdig, unbeschadet eiserner Stärke; ein Mensch, dem ich auf Leben und Tod vertrauen könnte, der mich vielleicht zerbrechen, aber nie verlassen würde, ein Mensch, dem ich zagen würde, einen Kuß zu geben, aber auf dessen Arm ich mich beständig lehnen mögte. Es ist so ganz etwas Andres, als die seidenpapierne Niedlichkeit der gartenmäßig bebauten Ebenen, die mir vorkommen, wie ein Mensch vom bon genre, dessen ganze Liebenswürdigkeit in seiner eleganten Haltung und Toilette besteht, und bei dem es ganz unmöglich ist, zu ein wenig Liebe, oder ein wenig Haß, oder ein Paar Gedanken angeregt zu werden. Ich kann's gar nicht aushalten, immer so oberfläch-

lich freundlich angesehen zu werden, wie es von den cultivirten flachen Gegenden — oder Menschen — geschieht; nie fragend, nie zweifelnd, nie theilnehmend, nie und nie mit einem Blick, der die Seele sucht — und findet. Es bleiben mir keine Erinnerungen davon zurück — das ist bei mir der Probierstein der Dinge! Ich sage wol oft, daß ich die Erinnerungen nicht mag, und das ist ganz richtig, insofern ich sie in die Kathegorie „das war" stellen, und wie etwas hinter mir Liegendes betrachten muß, z. B. Erinnerungen aus meiner Kindheit und ersten Jugend, die mich weder warm noch kalt machen, und mit denen ich nichts anzufangen weiß. Aber dann giebt's Erinnerungen, die eine gewisse göttliche Allgegenwart haben. Die sind nicht wie ein Komet oder ein Meteor spurlos hinter dem Horizont verschwunden, sondern sie sind wie der Sternenhimmel ewig zu unsern Häupten, wenn der Tag ihn auch mit zu grellem Licht, und die Nacht ihn auch mit Wolken zudeckt. Bei den Erinnerungen — sei's ein Glück, sei's eine Schönheit, sei's ein Schmerz, sei's eine Seligkeit — sprech' ich: „das ist! und das ist!" und so kommt es denn, daß ich eigentlich keine Vergangenheit kenne, sondern nichts, oder eine ewig lebendige, herzschlagende Gegenwart. Erinnerungen? ist das nicht ein traurig klingendes

Wort, Emy? denken Sie da nicht unwillkührlich an getrocknete Blumen, und haben diese getrockneten Blumen nicht etwas von Todtenkränzen? Aber ist es denn möglich, Momente und Begegnisse und Erscheinungen einzusargen und mit solcher Krone von todten Blumen zu schmücken? Blumen müssen blühen; sonst lieber gar keine. Was in mir ein bewußtes Leben gelebt, mir Erkenntniß, Richtung, Schwung, Entwickelung gegeben hat, unberechenbar wirksam für's allerinnerlichste Federwerk des Daseins gewesen ist — das lebt in mir fort, und wenn's Aeonen wären! Glauben Sie, daß der Mensch im Stande ist etwas Todtes in sich zu bewahren? das Menschenherz ist wie das Wasser, es wirft die todten Körper aus! Manche Dinge haben ein Scheindasein in uns gelebt; wer darf das leugnen? aber dahinter kommt man doch sehr bald; man sieht sie schwinden, vielleicht mit Wehmuth, vielleicht mit Reue, die Wellen der Tage rieseln über sie hin, sie sind fort, doch nicht gestorben, denn sie lebten nie, weil keine Wahrheit in ihnen war. Sterben laß ich nichts in mir! ich gebe von meiner Seele, von meinem Sein dazu, damit nichts todte Vergangenheit, sondern Alles pulsirende Gegenwart sei. Sie haben auch immer soviel mit den Erinnerungen zu thun; das mögt' ich Ihnen gern ausreden,

denn ich bilde mir ein, daß sie schädlich sind. Orpheus rettete die geliebte Euridice aus dem Orkus, er hielt sie in seinen Armen, er führte sie den Weg zur Oberwelt empor — da blickte sie zurück in das Reich der Schatten und — war für ihn verloren, anheim gefallen dem finstern Orkus. Armer Orpheus! arme, arme Euridice! Nein, wir wollen nicht hinab zu den Schatten, in die Unterwelt. Hinauf wollen wir, zu den Wesen, zum Licht, und dem himmlischen Orpheus vertrauend folgen, der uns die rettende Hand bietet. — Ja, was ich vorhin sagen wollte, war: das ist der Probierstein der Dinge, ob sie einen grauen Wust, oder einen bestimmten Eindruck in mir zurück lassen; ob sie mich ansehen mit den blicklosen Augen einer Statue, oder mit den blickenden eines frischen Menschen, und das Letztere thut die Gebirgsnatur.

Es war ein schöner, wunderschöner Tag, den wir in der Vallée du Lis zubrachten. Wir waren schon einen ganzen Tag in Luchon gewesen, hatten schon Spaziergänge gemacht nach den Wasserfällen von Montauban, nach der Ruine von Castel vieil auf dem Wege nach Spanien, hatten schon das ganze Städtchen inspicirt, seine niedlichen Häuser mit Thür- und Fensterrahmen von grauem Marmor, das fließende Wasser in den Rinnsteinen, die herrliche vierfache

blühende Lindenallee, an der meistens die Fremdenwohnungen liegen; — und kannten doch noch nicht den eigentlichen Charakter der Gegend, denn der Port de Venasque, der uns bei unsrer Ankunft von Toulouse wie ein Pharus entgegenglänzte, war durch dichte Wolken verschleiert, und ein grauer Himmel lag über den Bergen wie ein Pappdeckel. Dann ist mir's unheimlich zwischen ihnen, und ich fühle mich beklemmt, wie im Gefängniß. Die kalten harten Felswände machen mich frieren, und Bäume, durch deren Laub kein Sonnenstrahl glitzert, sehen drohend aus. Der Sonnenstrahl ist wie die Liebe: er mildert das Harte, er erwärmt das Kalte, er verklärt das Farblose, er schmilzt das Vereinzelte in eine warme innige Gruppe zusammen, er stellt die Welt und das Individuum in idealischem Lichte dar. Dieser glückselige Moment kam denn endlich für Luchon, und mit ihm der Führer und die Pferde, und der Entschluß, einen weiten Spazierritt zu machen. Ach, wie das angenehm ist, in der Frühe zu Pferde zu steigen, und die Aussicht auf einen ganzen Tag in der Wildniß zu haben. In der Wildniß darf man seinen Hut abnehmen, Niemand sieht's, Bach und Berge haben nichts dagegen; der Morgenwind weht das Haar zurück und zerwühlt es neckend, und macht die Stirn marmorkühl; die

Brust thut gute tiefe Athemzüge, so daß die reine erquickende Luft bis an's Herz dringt; gute Geister weben und spielen um einen herum; sie machen mich fröhlich, mich freut's gar sehr, daß ich mit ihnen auf gleichem Fuß bin, ich werfe Kußhände hin, so in's Blaue hinein — wen's trifft, der hat's! mit den Lüften zu charmiren, ist erlaubt! Wir ritten erst längs der Pique bis Castel vieil hinauf. Der Venasque lag vor uns, glühend vom Morgenlicht, rosig verschönt, wie ein junges Mädchen, das zum ersten Mal hört, es sei hübsch — gar nicht so göttlich selbstbewußt, so imperatorisch feurig, wie die Jungfrau zu glühen pflegt. Dies schüchterne Kind gefiel mir recht wohl. Aber da, wo die kleine Lis sich wie ein grünes blankes Eidechslein in die Pique hineinschlängelt, da bogen wir rechts ab, verfolgten ihren Lauf, verloren den Venasque aus dem Hintergrund, und bekamen statt seiner den mächtigen Glacier des Chabioules, der 1630 Klafter hoch ist, und aus dessen Schneefeldern die Lis in herrlichen Kaskaden herabstürzt. Das Thal, dem sie ihren Namen giebt, ist ein ächtes Hirtenthal, lauter Wiesen, die sich wie Teppiche über den gehügelten Boden legen, Heuscheunen darauf verstreut, und Viehheerden; ab und an ein Mensch, ein stiller einsamer Hirt. Sträuße von Laubholz schmücken das hohe Ufer

der Lis, verdecken zuweilen die Aussicht, und rahmen zuweilen graziös ein Bildchen ein. Nadelholz bedeckt die Bergabhänge, dicht wie eine Tapete. Der Thau beperlte noch die Wiesen, und erfrischte die Feldblumen. Die Pferde zertraten den Thymian unter ihren Hufen, und die ganze Atmosphäre war mit Duft erfüllt. Einzelne winzige Nebelwölkchen hingen noch hie und da an den Bergspitzen, aber sie glitten bald in den Aether hinein, denn die Sonne stieg immer höher, und als wir um eilf Uhr bei der Sennhütte ankamen, war's ein heißer Sommermittag. Ich sag' übrigens nur aus schweizerischer Gewohnheit Sennhütte; es war gar keine Sennwirthschaft drin, sondern eine ganz gewöhnliche Gasthauswirthschaft, im Styl der Wildniß, mit nichts versehen, als mit Brot, Butter, Käse und mit prächtiger Milch. Aus dem Fenster des Hüttchens blickt man auf die Wasserfälle, die sich von der graden, glatten Felswand wie besinnungslos herunterstürzen; aber ich mochte nicht drinnen bleiben. Es standen Erlen umher; da setzt' ich mich in's Gras und in den Schatten, und sah mich um. Lieben Sie wol den hohen Sommermittag? ich, leidenschaftlich. Er hat so ein gewisses glühendes Schweigen, das ich gar gut verstehe; nur freilich nicht im Zimmer, da leidet man von der Hitze und

weiter nichts. Im Gebirg' muß man sein, in der Einsamkeit, in der Freiheit; man muß schweigen dürfen; man muß mit Jemand reden können, ohne Conversation zu machen; man muß nicht angetrieben werden, hierher und dahin zu gehen, oder aufzubrechen, oder dergleichen; man muß nicht angesehen werden; kurz, es muß nicht eine Landpartie sein, die man in den Bädern zu machen pflegt, wo ein Dutzend Menschen sich zusammen begiebt, um die schöne Natur zu genießen, und wo es all' Augenblick heißt: „Jetzt genug Sonnenuntergang. Jetzt etwas Thee! Jetzt etwas Mondschein! Bewundert, ganze Compagnie! Faßt Euch!" — und wo den Nachzüglern heftig aufgepaßt wird. Das ist kein Vergnügen nach meinem Sinn. Ich bin zu schwerfällig, um mich in diesem Mischmasch der Geselligkeit und der Natur zurecht zu finden. Wenn ein Moment mich beherrscht, so beherrscht er mich absolut; — aber dermaßen, daß ich stundenlang unbeweglich dasitzen kann, hingegeben der geheimnißvollen Macht, die in mir, über mir, um mich waltet, und mir das ganze Sein in unlösbare goldene Fesseln schlägt, zu fein, um mich zu drücken, zu fest, um mich nicht zu überwältigen. Ob ich denn noch ein selbstbewußtes Geschöpf bin, ob ich in einer Sphäre weile, die höher oder tiefer als unsre gewöhnlichen

Zustände liegt, ob ich mich als einen Theil der Elemente fühle, oder als einen Theil des göttlichen Geistes, der das All' erfüllt — danach fragen Sie nicht, denn ich weiß es nicht! ich weiß nur, daß ich in solchen Augenblicken Astralion schreiben würde, wenn ich es nicht bereits geschrieben hätte. — Die Empfänglichkeit für das Schöne und die Freude daran stumpft sich doch gar nicht ab! ich höre wol zuweilen Klagen, daß mit der Zeit die Eindrücke schwächer würden, daß man sich ihnen nicht mehr so unbedingt in die Arme werfen könne, daß die Kritik immer wachsam sei; ich kann nicht darin einstimmen, obgleich ich jedes Mal, nachdem ich etwas recht Schönes gehabt oder gesehen habe, ganz verzagt denke: Jetzt ist's vorbei! so etwas geschieht dir nicht mehr, begegnet dir nicht mehr. Als ich aus Italien heimkam, meint' ich, außer Rafael und Tizian geb' es keine Maler. Ich kam nach Spanien und sah Murillo und, o Himmel! mit welchem Entzücken. So geht mir's immer. Wenn's nur das Rechte ist, so dringt es mir in die Seele. Ach, was wäre das auch für eine traurige Wirkung des Schönen, daß es kalt machte gegen das Schöne! Gegen das Häßliche, Gemeine, Rohe soll es gleichgültig machen, und wenn es nur möglich wäre, sich mit lauter Schönem zu umgeben, im Gedanken wie

in der Wirklichkeit, in Menschen und Dingen, in der Natur und Kunst, so würde man ganz verklärt davon werden. Aber damit hat's gute Wege! es fliegen einem so viel Dummheiten und Thorheiten durch den Sinn — es ringeln sich so viel Verlockungen unwiderstehlich heran — man prallt gegen so manches Schlechte und Gemeine, wie man sich auf der Straße an einen Stein stößt, aus Unbesonnenheit, — man hat sich auch nicht immer ganz beisammen, die Wachsamkeit, die Kraft sind todtmüde und gehen schlafen, und dann dringt etwas Fremdartiges und Störendes in uns hinein, das wir gar nicht wieder loswerden können — man hat einen wunderbaren Hang, die Geheimnisse des Lebens, die Tiefe der Schicksale ergründen zu wollen, und geräth dabei auf Wege, die man, wenn man ehrlich sein will, Abwege nennen muß — ach naiv! über unsre innere Schönheit sinkt leicht ein grauer Flor, und die innere Verklärung dauert nicht länger, als so ein Mittag in der Vallée du Lis.

Der Wasserfall brauste wie eine Orgel voll erhabener Harmonien, nicht störend, nicht betäubend, nicht einmal die Stille unterbrechend. Was sie unterbrach, war das Gebell eines Hundes, oder der Gesang eines Vogels, oder das Geläute einer Glocke, wenn die Kühe sich langsam bewegten; darin lag

vergängliches Leben, verhallender Ton. Aber der Grundzug blieb doch die Stille. Ich hörte, wie die kleinen Würmer im Grase knisterten, und wie die Insecten durch die Luft schwirrten. Zuweilen kamen auch die Stimmen aus der Hütte bis zu mir, und ein Paar kleine Kinder, mit ungeheuern Strickzeugen bewaffnet, schlichen sich heran und starrten mich mit weitaufgerissenen Augen an, ebenso dämmerig wie die Kühe, die sie hüteten. Trotz der Stille ging dennoch der Ausdruck mannigfachen Daseins rund um mich her. Da waren Menschen, da waren Kinder, da waren Heerden, da waren kleine wilde Thiere, da war zitterndes Laub und schäumende Wellen und duftende Blumen, und für alle diese Existenzen war ein unsichtbarer Quell da, aus dem jede ihren individuellen Athem zog. Das giebt ich weiß nicht was für eine unirdische Zuversicht! was für ein Vertrauen, welches weiter reicht als bis zum morgenden Tage! man gehört inniger der ganzen Kette der Wesen an! man lebt intensiver und doch weit weniger als ein abgeschlossenes Ich. Was der Mensch begehrt, ist nicht: dies oder das, oder Eines oder Alles zu haben; — o nein! sondern: gehabt zu sein, im Kreise des Alls, unverloren und unverlierbar sich zu fühlen, das ist sein Begehren. — Abgesehen von der erfrischenden, herzstärkenden Stim-

mung, die mich dort überkam, hatt' ich auch noch meine besondre Freude darüber, daß das frühlingsholde Granada, und das feenhafte Gibraltar, und das melancholische Cintra mich nicht blasirt hatten gegen den nordischen Ernst eines einfachen wilden Felsenthales.

Ueberhaupt hat mir Bagnères de Luchon sehr gefallen, und von allen Badeorten der Pyrenäen würde ich dort am liebsten eine Saison zubringen. Obgleich ein Städtchen, liegt es doch mitten auf einer mit Alleen durchschnittenen Wiese; obgleich am Fuß des Hochgebirges, ist das Thal doch weder rauh noch eng, und bietet eine große Mannigfaltigkeit anmuthiger Spaziergänge dar — ich meine nicht sowohl um zu promeniren, als um herumzuschweifen! — bei denen man sich überall im Gebirge fühlt. Wir machten Streifzüge in das Thal von Arreau, auf den wildbewachsnen Berg von Super-Bagnères; aber das Wetter war sehr ungünstig, und es gehörte meine unverwüstliche Liebhaberei dazu, um nicht abgeschreckt zu werden. Bis jetzt hatten sich sehr wenig Badegäste eingefunden, und die Gier der Einwohner, um diese Wenigen fest zu halten und etwas von ihnen zu gewinnen, war beängstigend. Die Hausbesitzer baten und flehten, Wohnung bei ihnen zu nehmen, nicht im Gasthof

zu bleiben. Es ist wahr, der Gasthof des Herrn Salles ist nicht vorzüglich, eine Art von Hütte; aber für drei Tage war's nicht der Mühe des Umzuges werth. Mein Gott, sagte eine Frau ganz eifrig, für drei Stunden, wenn Sie wollen, steht Ihnen mein Haus zu Gebot. — Die armen Leute thaten mir recht leid. Von dem Gewinn von sechs bis acht Wochen müssen sie das ganze Jahr leben, und haben immer die Sorge, daß ein schlechter regnerischer Sommer wie der heurige sie um diesen spärlichen Erwerb bringt. —

Die Fahrt von Bagnères de Luchon nach Bagnères de Bigorre bietet einen reichen Wechsel der anmuthigsten und grandiosesten Bilder. Man fährt zuerst längs der Pique aus dem Gebirg heraus; da ist es ganz wild: schroffe Abhänge, viel Nadelholz, prächtige Wiesen, Fabriken und Sägemühlen unten am Fluß; dann wird es milder, der Fels wird Berg, die Wiese Garten, die Tanne Obstbaum; Schlösser liegen auf lieblichen Hügeln; der Charakter sänftigt sich; die Mühe und Herbheit des Lebens tritt in den Hintergrund; man wendet sich von dessen Wetterseite ab und der Sonnenseite zu. Die Pique fällt in die Garonne, und die Garonne hat einen ganz eigenthümlich freundlichen Charakter — oder besser, einen jovialen. Ohne Reben und Wein-

berge kann sie gar nicht existiren. Ich nenne sie: die hübsche Kellnerin; und wie es mir angenehm ist, wenn eine solche grüßend an meinen Wagen tritt, so seh' ich auch die Garonne immer gern. Bei Montrejeau nimmt sie die Neste auf, die ihr das Schneewasser des Mont-perdu durch das ganze Thal von Arreau zuführt — und geht dann ihrem Wege auf Toulouse zu. Und nun fährt man immerfort auf hügelig gewelltem Erdreich, bald ganz hoch, bald ganz tief, beständig kletternd, beständig zur Rechten die Ebene des Languedoc, und zur Linken die Kette der Pyrenäen: ein Meer von Hügeln, von Bergen, von Felsen, die wie steinerne Wellen übereinanderklettern, steigen, schweben, und durch Formen und Massen unabläßig das Auge beschäftigen. Aber die höchsten Punkte der Centralkette, der Pic du Midi, der Vignemale, der Mont-perdu, sind durch die näheren Vorberge verdeckt, wie Könige durch ihre Garden, und nur zuweilen gewahrt man sie momentan in irgend einer tiefern Schlucht, oder über einem scharfen Ausschnitt. Nirgends bilden sie eine lange weiße ununterbrochene Drapperie, wie sie über die Schweizeralpen zwischen Himmel und Erde sich hinzieht. Nirgends reihen sie sich zu einer glänzenden Perlenschnur zusammen, wie die Schneeberge des Berner Oberlandes thun, wenn man aus dem

Jura bei Solothurn kommt, oder wenn man sie von der Platteforme der Kathedrale von Bern betrachtet. In ihren Einzelheiten mögen die Pyrenäen als Nebenbuhler der Alpen auftreten dürfen; im Effect ihrer Gesammtheit dürfen sie es nicht wagen. — Schön ist es, wenn man irgend einen hohen Punkt des Weges erreicht, und von da in die einzelnen Thäler hinabsieht, die sich wie Adern verbinden und verzweigen. Jedes Thal hat sein Flüßchen; das ist sein Blut; das giebt ihm Leben und Frische; das zwingt es zu allerlei Bewegungen und Rücksichten, und verhindert es, schläfrig vor sich hin zu gehen. Ich liebe den Blick von oben herab, vom Berg in Schluchten, vom Thurm in Straßen; nicht daß ich diese Ansichten malerisch fände — gar nicht! aber sie geben mir zu denken, was da unten wol für konfuse Zustände sein und für traurige Geschichten vorfallen mögen, und was das für ein Glück ist, wenn man sich ein armseliges Augenblickchen hoch hinauf retten und in einer weniger erstickenden Atmosphäre athmen darf. Manche Menschen sind für's Gewühl geschaffen; je mehr Treiben um sie herum, je mehr Last auf ihren Schultern, je mehr Arbeit in ihren Händen, desto besser ist ihnen zu Muth. Glückselig reiche Organisationen, die ich oft beneidet habe! Mich verdummt es; mir giebt's immer die

Sehnsucht nach einem geistigen Bade, wie man nach einer staubigen Tagereise wol Sehnsucht nach einem leiblichen zu haben pflegt. Der Staub fehlte denn auch nicht, der feine blendende Staub der kalkigen Chausseen, der sich förmlich in die Augen hineinbrennt. Dazu kam auch noch große Noth mit den Pferden! in Luchon spannte man Reitpferde vor, die gar nicht ziehen konnten, und der Postillon schwor, es wären die besten in der ganzen Posthalterei. Um das zu beweisen, trieb er die Thiere über alle Gebühr an, und plötzlich gab es einen heftigen Ruck, der Wagen stand still, der Postillon schrie Zeter. Er lag auf der Erde, sein Sattelpferd lag auf ihm, und der Wagen stand über Beiden, die Hinterräder hüben, die Vorderräder drüben, so daß der Kopf des Pferdes vor dem einen Wagenschlag, und der Schweif vor dem andern lag. Fuhrleute waren zum Glück in der Nähe; so lange sie nur von dem accident hörten, waren sie nicht sonderlich dienstwillig, aber als sie den Zustand des Postillons sahen, sehr. Wenn der gemeine Mann hier nicht grob ist, so kommt er mir ungemein wohlerzogen vor, und zwar seiner Sprache wegen, welche in Deutschland den wohlerzogenen Leuten angehört. Ich sage nicht den Gebildeten: das könnten Manche, die sehr gebildet sind und doch nicht französisch sprechen, übel

nehmen. Wohlerzogen bezieht sich auf die Formen, auf die äußere Erscheinung, auf die Manieren, welche in der guten Gesellschaft gelten, auf disciplinarische Gewohnheiten, welche von Eltern auf Kinder übergehen. Man kann sehr wohlerzogen und ohne alle tiefere Bildung — und sehr gebildet, aber nicht sonderlich wohlerzogen sein. Nachdem ich diese Definition vorausgeschickt, darf ich wol hinzufügen, daß im Allgemeinen nur der erste Stand der Gesellschaft wohlerzogen ist — ohne erwarten zu müssen, deshalb wieder einmal „Hyperaristokratin" genannt zu werden. Seltsam! demokratisch darf man sein, das ist eine große Ehre, dadurch überragt der Mensch um eine Kopfeslänge wenigstens seines Gleichen; royalistisch darf man auch sein: das giebt eine gewisse büreaukratische oder militairische Würde; aber aristokratisch nicht, beileibe nicht! das ist von Hause aus halb Sünde, halb Lächerlichkeit. Buchstäblich: von Hause aus! Ich erinnere mich lebhaft, als meine ersten Lieder erschienen — Sie wissen, die alten, die lieben! — und als ich ganz gespannt und neugierig war, was die Leute wol dazu sprächen, und als ich noch meinte, die Kritik sei da, um den Autor zu bilden: da war eine der ersten Rezensionen, die ich las, in der Zeitung für die elegante Welt. Ob sie lobend oder tadelnd war, hab' ich

vergessen; ich meine, sie lobte; aber ewig unvergeßlich ist mir, daß der Referent sich halb freudig, halb gerührt darüber aussprach, „daß das stolze Aristokratenherz auch einmal geblutet habe." Dies war der Sinn, anders die Wendung der Phrase. Es machte mir damals einen unglaublichen Eindruck; ich sah daraus, was ich zu erwarten hatte: ich sah, daß das kleine Wort Gräfin auf dem Titelblatt mich zu einer Art von Monstrum machte, das merkwürdigerweise ein Fünkchen Seele und Geist habe; denn in jenen ersten Liedern würde selbst der liebe Gott nicht im Stande sein, weder eine aristokratische noch eine andere Gesinnung zu entdecken, weil sie sich nicht damit befassen. Aber die Gräfin gab den Ausschlag. — Seitdem bin ich für immer eiskalt gegen jeden Vorwurf der Art, und wenn ich daran denke, daß ich die Familie Thierstein im Ulrich gezeichnet habe, so muß ich mir das Zeugniß geben, daß ein solcher Vorwurf mich auch nicht treffen kann. Dies hindert mich aber nicht zu behaupten, daß die Wohlerzogenheit etwas ist, was selten bei Fleischer- oder Bäckersöhnen gefunden wird, und daß jene Fuhrleute mit ihren verbindlichen Redensarten, wie z. B.: „Nous sommes charmés Madame etc."; — mir ganz ungemein wohlerzogen vorkamen. Nachdem sie mit großer Mühe den

Wagen abgehoben hatten, standen zu meinem freudigsten Erstaunen Pferd und Postillon gesund und nur ein wenig hinkend auf, ganz bereit, die Reise fortzusetzen. Ich hatte aber das Zutrauen zu ihnen verloren, und ging über eine Stunde zu Fuß, bis der Weg weniger hügelig wurde. Hernach, auf der letzten Post vor Bagnères de Bigorre, in Escaledieu, wurden wieder schlechte Pferde angespannt, und noch dazu um über den hohen Berg zu fahren, welcher diese beiden Orte von einander trennt. Abermals wanderte ich. Wenn Sie mich sehr zaghaft finden, so muß ich es mir gefallen lassen. Erinnern Sie sich, daß Sie mir einmal einen Aufsatz von Herder vorlasen, worin er sagt: unsere Eigenschaften hingen sehr mit unserer körperlichen Organisation zusammen; der Löwe sei muthig, weil ihm das Blut durch eine ganz enge Pulsader ins Herz ströme; das Reh scheu, weil es eine weite Pulsader habe? Ich bin überzeugt, meine Organisation ähnelt mehr dem Reh als dem Löwen — und überhaupt die der Frauen! sie haben wol Muth, wol Kraft, wol unbegreiflichen Heroismus, wenn's etwas Großes gilt, etwas Geliebtes, ein Kind, einen Mann; aber dann handeln sie instinktmäßig, oder wenn Sie lieber wollen, durch Inspiration — nicht mit besonnenem Muth. Wie ich's anfangen sollte,

um mich auf meine eigene Hand für meine werthe Person zu begeistern, das wüßt' ich nicht! und so bleibt mir denn nichts übrig, als zaghaft zu sein. — Escaledieu liegt lieblich in einem kleinen grünen Thale voll Kastanien und Eichen. Jetzt ist's ein Fabrikgebäude, früher war's eine Abtei, welche Beatrix, Gräfin von Bigorre, im Jahre 1242 gründete. Trotz seiner gegenwärtigen Bestimmung hat es einen abgeschiedenen heimlichen Ausdruck, sehr verschieden von dem Charakter der Landschaft, welche man überschaut, wenn man den Culminationspunkt jenes Berges erreicht hat. Escaledieu liegt in einem Thal; Bagnères in einer Ebene. Bagnères heißt in der Sprache des Landes Bäder; also Bäder von Luchon, Bäder von Bigorre; aber das letztere, berühmter und besuchter als das erstere, hat vorzugsweise den Namen Bagnères sich zu eigen gemacht, und ist dasjenige, wovon man in Deutschland zu sprechen pflegt. Da wo der Adour aus dem Thal von Campan herauskommt, und in die gewellte Ebene sich hineinschlängelt, welche zwischen Pyrenäen und Garonne sich ausbreitet, da liegt das freundliche Städtchen Bagnères, an weiche, schön bebaumte Hügel gelehnt, von lieblichen Promenaden umgeben, dem offnen Lande zugekehrt, mit dem es durch eine schöne Chaussee, durch den Verkehr der Fremden,

den Besuch der Kranken, die Betriebsamkeit seines Völkchens, in lebhafte Verbindung steht. Es war grade Sonnabend und der Wochenmarkt beendet, als wir in Bagnères hineinfuhren. Die Einwohner hatten ihre Einkäufe gemacht, und das Land- und Bergvolk ging heim — kräftige Gestalten, Männer und Weiber, breitschultrig, muskulös, aber unschön, plumpe, unausgebildete Züge. Ferner etwas Grundhäßliches: krumme Beine, die vom Bergsteigen mit schweren Lasten auf Kopf oder Rücken herrühren, oder auch von dem allgemeinen Gebrauch der Holzschuhe, und die, trotz des schweren Schrittes, den Gang wackelig machen. Ich liebe sehr einen festen, freien Gang, und wenn er nichts ausdrückte als unverkrümmte Glieder und einen ungebrechlichen Körper. Wie schön gehen die Spanier! vom Scheitel zur Sohle ist Nerv in Haltung, Schritt, Bewegung. Das haben sie zum Theil ihrer Fußbekleidung zu danken; die Alpergates und die offnen Kamaschen drücken nicht und sind nicht mühsam zu schleppen. Aber so ein französischer Holzschuh, der gar keine Aehnlichkeit mit einem menschlichen Fuß hat, oder so ein deutscher Stiefel, der auch weniger wie ein Kleidungsstück als wie eine Zwangsmaschine aussieht, oder die armen nackten Füße der Neapolitaner auf scharfen Steinen,

auf brennendem Sande — die müssen dem Gang wol all' seine Frische nehmen. A propos von bloßen Füßen! einige Tage später gingen wir auf dem Wege nach den Bädern du Salut, und begegneten einer Wärterin mit einem allerliebsten Kinde von fünfzehn Monaten, das mit seinen kleinen zarten bloßen Füßchen auf der Chaussee gehen lernen sollte. „Monsieur et Madame" hatten sich dies recht ausgedacht, um den Knaben kräftig zu machen, sagte die Wärterin. Ist es nicht merkwürdig, wie Eltern aus lauter Liebe die Kinder martern? und noch merkwürdiger, daß es im Grunde gar keine Liebe giebt ohne Marterthum? entweder wir verhängen es, oder wir leiden es. Es muß so sein! gleichgültige Zustände und Verhältnisse berühren uns nicht, dringen uns nicht an's Herz, viel weniger hinein — wie sollen sie uns weh thun? aber die Liebe macht das Herz zur Mimose: ein Hauch weht darüber hin, und es thut weh! und je tiefer und größer die Liebe, desto empfindlicher das Herz, desto häufiger das Leid. Vielleicht ist die Liebe, welche Eltern für Kinder haben, die allerschmerzenreichste. Sie ist ohne Erwiederung; der Sohn geht seinem Beruf nach, die Tochter mit dem ersten besten Mann in die Welt; sie verehren die Eltern, sind ihnen dankbar, wol auch zärtlich — aber von aufopfern-

der, überwältigender Liebe keine Spur! kann auch nicht sein; diese Liebe gehört dem Geschlecht, das um sie aufblühen wird, und alle Liebe, die sie von ihren Eltern empfangen, und alle Schmerzen, die sie ihnen gemacht, erzeigen und empfangen sie von eignen Kindern. Die Liebe der Eltern ist ohne alle Selbstsucht, oder sollte es sein, denn nichts ist empörender als ihr Egoismus. Aber Eltern sind Menschen, und immer wird der Mensch wünschen, da über Alles geliebt zu werden, wo er über Alles geliebt hat. Darauf muß so eine arme Mutter verzichten! zu jenem Mann, zu jener Frau wird die Zuversicht, das Vertrauen, die Sehnsucht — werden tausend Gefühle ihrer Kinder gehen, die sie kaum in ihnen geahnt hat! fremder Einfluß wird sie beherrschen; fremder Richtung werden ihre Wege nachgehen; fremde Gesinnungen und Ansichten werden sich in ihnen festsetzen und sie zu etwas ganz Anderem, oft zum Gegensatz von dem machen, was sie im Elternhause waren! und für all' diese Verluste, all' diese Entfremdungen, all' diese kleinen namenlosen Bitterkeiten, soll sie sich trösten und tröstet sie sich wirklich in dem Gedanken: „aber die Kinder sind nun glücklich, und glücklicher als bei mir." Das freut sie! Das find' ich ganz übernatürlich, denn ich muß gestehen, wenn ein Mann, den ich

tief geliebt hätte, sich von mir ab- und einer andern Frau zuwendete, und wirklich glücklicher mit ihr wäre: so würde mich das mit nichten freuen, sondern grade über alle Maßen traurig machen. Gegen solche Gesinnung giebt's prächtige, tönende Phrasen von Selbstverleugnung, von edlem Stolz, von Allem, was die Ueberlegung zuflüstert, nicht das Gefühl. Aber halten Sie sie für wahr, und glauben Sie, daß ein andres liebendes Herz als eben das einer Mutter mit voller Aufrichtigkeit sprechen werde: „Ich danke Gott, daß die Julie oder der Franz jetzt glücklicher sind als bei mir!" Ich meines Theils würde mit einer so kühlen Liebe nichts zu schaffen haben mögen.

Die Tracht der Männer hat nichts Eigenthümliches; die Weiber tragen den Capulet, von schwarzem, feuerfarbenem oder weißem Tuch, der von besonderem Schnitt, halb Capuchon und halb Mäntelchen ist, über Kopf und Rücken herabfällt, aber weder das Gesicht gegen die Sonne, noch die Brust gegen die Kälte schützt. Der feuerfarbene Capulet, rund herum mit einem schwarzen Bande besetzt, ist der eleganteste, und macht den Anblick recht lustig, wenn viel Weiber beisammen sind; aber die Einzelne sieht nicht schön damit aus. Solch ein schreiender Wollenstoff dicht ums Gesicht macht Teint und Au-

gen todt. Ist es warm, so wird der Capulet flach wie ein Taschentuch zusammen, und oben auf den Kopf gelegt, und sehr geschickt stellen sie Körbe, Töpfe, Krüge darauf, und tragen gewandt schwere Lasten, während sie mit unermüdlichem Fleiß stricken. Nicht bloß Bagnères, nein, die ganzen Pyrenäen sind eine ungeheure Strickschule. Alt und jung, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Blinde und Lahme stricken mit einem beklemmenden Eifer, und nicht etwa nur Strümpfe, sondern höchst kunstvolle Sachen, in tausendfarbiger Wolle, nach allerlei Mustern, und mit ganz besondrem Fadenschlag. Ich hab' wirklich nicht geglaubt, daß so viel verschiedene Kleidungsstücke existirten, als ich in den großen Magazinen von Bagnères gestrickt gesehen habe. Es wird ein lebhafter Handel damit getrieben. Manche dieser Sachen sind sehr zweckmäßig, andere recht kurios; allein auch viele höchst geschmacklos. So zeigte man mir eine Schürze, auf welcher sich vier Männlein und vier Weiblein in der Landestracht mit obligaten Rosenkränzen befanden. Wer um Gotteswillen kauft eine solche Enormität wie eine wollne Schürze, an der jedes Fädchen und jedes Fäserchen getreulich hängen bleibt! Der wunderschöne zarte Wollenstoff, den man Barèges nennt, und der leicht wie Musselin und weich wie Cachemir ist, wird auch

hier gewebt; ein Kleid kostet 150 Franken. Das ist die eine große Industrie des Landes. Die andere ist von etwas dauerhafterer Art als von Strickwolle; es sind die Marmoreien — ich weiß nicht, wie ich Marbrerie anders übersetzen soll. Die Pyrenäen haben die herrlichsten und reichsten Marmorbrüche, die in allen Farben des Regenbogens und der Edelsteine spielen; nur der weiße steht an Reinheit dem von Carrara nach. In Bagnères sind drei große Fabriken, wo der Marmor gesägt, verarbeitet und polirt wird, und wo man seiner Bearbeitung folgen kann, vom rohen schweren Block bis zum zierlich gedrechselten Tisch. Einer dieser Tische war wirklich prächtig! rund, Platte und Fuß von weißem Marmor, und in der Mitte der Platte eine große Rosace von den schönsten bunten Marmorsorten eingelegt. Der vehemente Adour treibt die Mühlen, deren Sägen die Marmorblöcke in Platten zerschneiden, welche zu Tischen, Kaminesimsen, Consolen gebraucht werden. Die Sägen machen die Pendelbewegung, und zerschneiden mit ihr zwei Blöcke auf einmal. Marmor ist hier Alles, Thür- und Fensterrahmen wenigstens, zuweilen ganze Häuser, z. B. das große imposante Badehaus; da es aber dunkelgrauer Marmor ist, und dazu meistentheils Schieferdächer, so haben die Häuser nichts Freund-

liches, nichts Einladendes. Diejenigen, welche mehr im Styl eines Landhauses erbaut sind, und nicht in Straßen, sondern in Gärten und auf Wiesen liegen, findet man selten. Zahlreiche Quellen, theils zum Baden, theils zum Trinken, sind um Bagnères herum gestreut, durch schöne Spaziergänge mit der Stadt verbunden, und durch irgend eine hübsche Anlage oder schöne Aussicht für diejenigen zum einfachen Ziel einer Promenade gemacht, welche nicht nöthig haben, der Gesundheit wegen ihnen zuzusprechen. Ob Bagnères eine wirksame Heilquelle, weiß ich nicht! uralt ist sie, schon von den Römern gekannt und gebraucht; dann, zu Montaigne's Zeit, der Sammelplatz der guten Gesellschaft und der Vereinigungspunkt aller Unterhaltung, Zerstreuung und Erholung, die man von je her in Bäder verlegt hat und von ihnen begehrt. Dafür gilt es auch noch jetzt. Wie man nach dem Gebrauch der rheinischen Bäder nach Baden-Baden zu gehen pflegt, lediglich um sich zu amüsiren, so soll Bagnères im August und September von Menschen wimmeln, die ihre Badekur in Luchon, St. Sauveur, Cauteretz abgemacht haben, und eine Nachkur friedlicher Erholung brauchen. Ich sage friedlich, denn gespielt wird hier nicht, die Elegance von Baden-Baden sucht man ganz vergebens, und die Vergnügungen

bestehen in denen der Geselligkeit und in Streifereien in der Umgegend. Liest man französische Beschreibungen von Bagnères — ja, dann meint man in ein Dschinnistan des Luxus, der Herrlichkeiten und der Reize zu gerathen. Ich meinte, einen Ort zu finden, der Alles überbiete, was man in Deutschland Elegance nennt, und die ganze Pariser Crême der Gesellschaft mitten drin. Guter Himmel! erstlich weiß ich nicht, ob in Paris noch solch' eine Crême existirt, ob sie darin nicht ebensogut untergegangen ist als in einem Milchtopf, den man zuviel geschüttelt hat; aber dann weiß ich, daß sie in Bagnères nicht war; — denn da war niemand, als eben einige Ausländer wie wir. Eine russische Familie, ein Irländer und der liebenswürdige Bischof von Constanz bildeten die Gesellschaft, mit der wir vom 3. bis zum 15. Julius im Hôtel Frascati gelebt haben; und wenn noch andre Leute da waren, so zählten sie nicht, denn das Hôtel Frascati giebt den Besuchern von Bagnères ihre Bedeutung. Es ist ein sehr guter, bequemer Gasthof, in welchem man sich recht comfortable befindet, sobald man nichts begehrt als Reinlichkeit und Ordnung; aber die Bäder, welche mit ihm verbunden sind, sowol wie der Tanzsaal, der Speisesaal und die Gesellschaftszimmer sind von einer unübertrefflichen Sim-

plicität, und nicht sowol im Styl von Ems, Wiesbaden und Baden-Baden, nicht von den böhmischen Bädern, nicht von Doberan, ja nicht einmal von Putbus, sondern im Styl eines recht gemeinen Gasthauses, z. B. die Tribüne für das Orchester ist mit einer gewissen blauen Farbe angestrichen, die ich Schenkenblau nenne, weil sie Tische und Schränke in Schenken zu verherrlichen pflegt; und im Conzertsaal giebt's keine Stühle, sondern schmale harte Bänke mit dunkelrothem Kattun bezogen, der auch dürftig die Fenster drappirt. Ich wollte mich erst gar nicht zur Ueberzeugung bequemen, dies sei Frascati, das fashionable, das elegante Frascati. Hernach glaubt' ich, es sei eine verblühte Schönheit, eine herabgekommene Größe, unterdrückt durch einen neueren und luxuriöseren Emporkömmling; aber nein! es war und blieb das einzige, das hochgepriesene Frascati. Ich weiß sehr gut, daß man sich in einem schlechtdecorirten Tanzsaal ebenso amüsiren kann als in dem allerreichsten und geschmackvollsten; nur ist diese Manie der Franzosen, Alles herauszustreichen, was sie sind und was sie haben, gar thöricht, denn sie spannt des Fremden höchste Erwartung, und kaum die geringste wird befriedigt. Zwei Franzosen gehörten auch zu unserer kleinen Tischgesellschaft. Der eine trug einen der stolzesten Namen Frank-

reichs; aber ach! daß man einen solchen Namen trägt, genügt nicht! er muß einem auch gut stehen. Nein, wenn der alte Adel so wird, so muß er cassirt werden! dafür bin ich auch. Solche Pairs kann sich kein Mensch gefallen lassen, und ich theile vollkommen die Ansicht des Grafen Montgommery. Catharine von Medici ließ ihn hinrichten, weil er in jenem unglücklichen Turnier ihren Gemal getödtet hatte, darauf Calvinist und gefangen worden war. Das Gericht hatte ihn und seine Nachkommen des Adels verlustig erklärt. Auf dem Grève-Platz, vom Schaffot herab, sprach er zum Volke: „Faites savoir à mes enfans, qui ont été ici déclarés roturiers, que s'ils n'ont la vertu des nobles pour s'en relever, je consens à l'arrêt." (D'Aubigné.) Der andre war ein Graf aus Toulouse, dessen Namen ich nie gehört habe, ein kränklicher junger Mann, der uns zu imponiren suchte, indem er täglich in einem neuen Anzug bei Tisch erschien. Bald trug er einen Rock mit zwei Kragen, bald ohne Kragen; heut' ein blaues baskisches Barett, morgen eine betroddelte Sammetmütze; und immer sah er aus, als habe ihn kein Schneider, sondern ein Trödler bekleidet. Solche Aufputzerei giebt den Männern einen unerhört albernen Anstrich. Eine Kleinigkeit machte mir viel Vergnügen.

Er behauptete, von ganz ungewöhnlicher Körperkraft zu sein, und siebenundzwanzig Männer nach einander besiegt zu haben in einem gewissen Manövre, das darin besteht, daß zwei Männer den Elbogen des rechten Arms auf den Tisch stützen, die rechte Hand verschränken und daß nun jeder sucht, den Arm des Gegners hinunter zu drücken. Die Herausforderung wurde sogleich angenommen, und der Liefländer mit einiger Mühe, und der Irländer mit gar keiner besiegten Beide den Franzosen. Das freute mich königlich. Warum war er so prahlerisch, wenn doch nichts dahinter steckte? Das ist's aber: die Tüchtigkeit prahlt nicht; sie zeigt sich.

Ich war zwölf Tage in Bagnères; von denen hatten zwei Sonnenschein; an den übrigen regnete es, bald mehr, bald weniger, aber immer triefte der Himmel. Das störte natürlich alle weiteren Exkursionen; wir mußten uns auf die nächsten beschränken, und auch da immer auf ein Sturzbad gefaßt sein. Zum Glück blieb ich guter Laune, wurde nicht ungeduldig, verlangte nicht abzureisen, sondern zog höchst gelassen alle Tage Kaloschen an, ließ mich beregnen und wanderte, so daß ich doch all' die schönsten Punkte um Bagnères kennen gelernt habe, nur freilich nicht in der gehörigen Beleuchtung. In-

dessen ist diese hier weniger nothwendig als im Hochgebirg. Dieses kann durch Nebel ganz todt gemacht werden, wie wenn Rauch ein Zimmer gefüllt hat; hingegen in der Ebene sind Nebel nicht so überwältigend, hängen nicht so schleierhaft herab, machen nur den Himmel grau. Feld und Wiese sind doch sichtbar, Haus und Garten zeigen doch die Spuren menschlichen Treibens; es glänzt nichts, es fehlt viel, aber es herrscht kein Chaos. Das eigentliche Hochgebirg ist auch nicht von Bagnères aus zu gewahren; es liegt zu nahe am Fuß der Vorberge. Von denen ist einer der höchsten der Pic du midi de Bigorre. Er beherrscht das Thal von Grise, durch welches der Adour fließt, der in mehren Wasserfällen vom Tourmalet herabstürzt. Fast alle Thäler haben sich aus den sie umgebenden Höhenzügen einen Pic du midi gewählt, welcher die übrigen Bergspitzen überragt, und welchen sie als den König ihres Distrikts betrachten. Der eigentliche Pic du midi, der in der Gesammtkette der Pyrenäen einen der ersten Plätze einnimmt, zeigt sich am imposantesten in Pau, und ist 1530 Klafter hoch. An einem schönen Tage war ich in Grise; aber das Thal, die Berge, der Adour, die ganze kahle Szenerie ließ mich eiskalt; und nicht in einem einzigen Moment fühlt' ich mich emporgehoben über

die ordinaire Freude, eine berühmte schöne Gegend zu sehen. Ebenso im Thal von Campan; nur freilich mit dem Unterschiede, daß ich dieses nicht einmal hübsch fand. Wir sind mehrmals in Campan gewesen, das ungefähr eine Meile von Bagnères liegt; aber stets ist mir das Thal dürftig erschienen. Die Berge zur Linken sind ganz kahl und steril, und die zur Rechten haben auch im Grunde nur da reiche Bebaumung, wo das Thal in die Ebene ausläuft. Der Adour ist zu schmal für dessen Breite, er füllt es nicht, er stürzt nicht genug; es sieht leer aus, unbefriedigt. Seine zahlreichen Marmorbrüche geben ihm hie und da etwas Ruinirtes, und zugleich einen Anstrich von mühsamer Betriebsamkeit. Malerische Bergformen, phantastische Schluchten, überraschende wechselnde Bilder bietet es gar nicht. Es ist einförmig und doch nicht still, denn zur Stille gehören Abgeschiedenheit und Befriedigung. Jean Paul nennt es das Campanerthal, und versetzt einen Roman dahin. Leben läßt sich freilich überall ein Roman; aber ihn an gewisse Stätten hinzudenken, das ist mir ebenso unmöglich, als mir von gewissen Menschen vorzustellen, daß sie jemals auch nur seinen Schatten, seinen Traum, seine Ahnung durch ihre Seele haben gleiten lassen; — ich meine nicht, was das Schreiben,

sondern was das Leben desselben betrifft. Das ist aber ganz gewiß höchst absurd! denn es hat doch jeder Mensch ein Herz, folglich Wünsche, Ansprüche, Verlangen, Foderung; folglich Combinationen, Störungen, Mißgriffe, Täuschungen all' dieser verschiedenen Regungen; das Alles giebt Stoff genug zu einer Geschichte, und die Geschichte des menschlichen Herzens ist der Roman. — Madame Cottin hat in Bagnères gelebt, und der Name des berühmten Autors der Mathilde ist an ein kleines Thalchen geknüpft, wohin sie gern ging, und das man Elysée Cottin genannt hat. Ich habe früher wol ihre Bücher gelesen, und ohne mich der Einzelheiten zu erinnern, mein' ich, daß sie mir den Eindruck von einer gewissen melancholischen Passivität machten. Leiden muß man, ach Gott, ja! immer leiden; aber weil das nun einmal vom Schicksal so eingerichtet ist, so muß der Mensch es nicht wie einen Fluch betrachten, sondern wie ein herbes Heil, sich nicht davon zerrütten lassen, sondern recht innerlichst unüberwindlich davon werden. Das Leid sei immerhin da; nur aber blicke es mir Aug' in Auge, gehe es mir zur Seite, schlafe es auf meinem Kissen, trinke es aus meinem Becher, sei es mein Gefährte, den ich kenne, von dem ich weiß wohin und woher! Nur aber nicht muß es mich ohnmächtig machen,

wie die Klapperschlange den Vogel paralysirt durch Blicke, bis er besinnungslos in ihren Rachen taumelt! Ich kann mich wol entschließen, Leid zu haben, aber das Leid soll nicht mich haben. Ohn' ein wenig Reciprocität geht es freilich nicht dabei zu, und was ich wirklich habe, das beherrscht mich auch. Gut denn! so sei es mir wie die Constellation, unter der ich geboren bin, und gegen die zu revoltiren mir nie einfällt. Ja, Constellationen giebt's, die unser Leben beherrschen; das glaub' ich! nicht die da oben am blauen Himmel, sondern hier, mitten in unsrer Welt, in unsern alltäglichen Verhältnissen! da blitzen Momente auf, da springen Begegnisse ein, die viel weniger zu berechnen sind, als der Lauf der Gestirne, und die zuweilen auf lange Zeit, zuweilen auf immer dem Leben die Richtung geben. Unter dem Einfluß solcher Sterne gehen die Menschen dahin. Mir geschieht manchmal, wenn's mir gut geht, innerlich, oder wenn ich meine, daß mir irgend etwas gelungen sei, oder wenn ich etwas Schönes gesehen oder gedacht habe: kurz, wenn das Herz stärker als gewöhnlich schlägt — daß ich unwillkürlich ganz rasch aufwärts sehe und heimlich sage: Ach! mein Stern steht mir im Zenith! Aber bei dem Allen gehen die Menschen doch mehr im Schatten als im Licht ihres Sterns durchs Leben, denn je

heller er ist, um so tiefer ist der Schatten, den er die Gegenstände werfen läßt. Und solche Menschen würde ich gern finden, die, wie die Maler die Aurora malen, mit dem Stern über der Stirn in die Welt hineinfliegen, und den Tag ihres Daseins vom Aufgang bis zum Untergang verklären. Aber ich finde sie nicht! nicht unter den Lebenden, nicht unter den Todten! nicht in der Vergangenheit, nicht in unsern Tagen! nicht unter den Großen, nicht unter den Kleinen. Nicht Einer, aber auch nicht ein Einziger von so viel tausend Millionen ist ungeknickt am Ziel angelangt, und sich geknickt, gehemmt, gebrochen, gefesselt fühlen, und dagegen ringen, das ist: Leid haben. Als Christus im Ölgengarten vor dem Tode zurückschauderte und zu Gott um Rettung schrie, meinen Sie, er hätte da kein Leid gehabt? Aber er besann sich, er nahm es an, es gehörte zur Vollendung seines Schicksals, das erkannte er, und damit war er gefaßt, und ging standhaft in den Tod, wie er ebenso standhaft in's Leben gegangen wäre. Ach, meine Seele, die Nacht im Ölgengarten hat wol Jeder nach dem geringeren Maßstab seines kleinen Herzens durchgemacht. Doch weil wir nicht Alle göttlich sterben können, sollen wir uns wenigstens bemühen, tüchtig zu leben, und nicht so entsetzlich breiweich zu wer-

den, wie die Menschen der Madame Cottin. — Ein Roman, wenn er nur einigermaßen erträglich ist, muß ein Gemälde, mindestens eine Skizze des Zustandes der Gesellschaft geben, aus der er, wie eines ihrer Kinder, heraustritt; muß zeigen, welche Sitten, welche Mißstände und Gebräuche, welche Ansichten, welche Richtungen in der Zeit leben, die er repräsentiren soll. In der Beziehung sind mir die Romane aus dem Anfang dieses Jahrhunderts recht merkwürdig, und Jean Paul fällt mir wieder ein, der gewiß ein scharfer Beobachter und ein tiefer Menschenkenner war. Damals müssen die Menschen ein wahres Chaos von Gefühlen in sich beherbergt haben, das sie weder ordnen konnten, noch etwas damit anzufangen wußten; es geht immer kopfüber, kopfunter, aber ohne Kraft, ohne Besonnenheit, mit einer so gewaltsamen oder so sentimentalen Ueberschwenglichkeit, daß mir angst und bange dabei wird, und daß ich immer rufen möchte: Holà! behaltet doch ein wenig Feuer von all' der Flamme übrig, für späterhin! — Das Leben webt immer den Aufzug, in welchen der Romancier seine Feder einschlägt, denn das Leben ist sein Gebiet, und nur dort findet er Anknüpfungspunkte für seine Phantasien. Er kann deren Gebilde übertreiben, entstellen, karrikiren, veredeln, und man kann vielleicht

von Jean Paul sagen, daß er das Alles gethan; aber dennoch sind die Grundzüge nicht etwas willkürlich Angenommenes, sondern dasjenige, was ihm aus der Gesammtmasse des Lebens entgegensprang. In diesem letzten Vierteljahrhundert müssen Erziehung und Bildung sich gradezu auf die andre Seite gelegt haben, und ich halte es für unmöglich, daß Jean Paul selbst, jetzt, einen Titan oder Hesperus schreiben würde. Es ist eine zersetzende Besonnenheit über die Menschen gekommen, und das fühlt sich in den Romanen heraus. Mit Humor sind sie nie geschrieben, sogar die nicht, die Anspruch darauf machen; aber fein und geistreich — höchst selten tief; denn bis zur Tiefe, zum Grunde der Seele steigt der einseitig ausgebildete und geübte Blick nicht so bald hinab, und häufiger stellen sie den Menschen erfrierend als zerschmelzend dar. Wie bin ich denn auf die Romane gekommen! — Eine andre Promenade bei Bagnères schmückt sich gleichfalls mit dem berühmten Namen einer Frau: les Allées de Maintenon. Meines Wissens war Frau von Maintenon nicht hier, sondern in Barèges, wohin sie den kleinen Herzog von Maine wegen seines lahmen Fußes begleitete. Die Frau hatte einen wunderbaren Stern! als Kind hütete sie die

Gänse, als Matrone das Gewissen eines Königs, bei funfzehn Jahren heirathete sie einen gescheuten armen Krüppel, bei funfzig Jahren einen mächtigen Monarchen. Sie war sehr gescheut, sehr fein, sehr wohlthätig, sehr tugendhaft, sehr geehrt, ja sogar sehr geliebt vom grand Roi; und in ihrem ganzen langen achtzigjährigen Leben find' ich doch nicht einen einzigen Moment, der mir aussehe, wie Befriedigung. Wir sind freilich blasirt über die morganatischen Ehen; zur Zeit Ludwigs XIV. mogte eine solche wie ungeheures Glück oder ungeheure Ehre betrachtet werden. Ich für meine Person mögte keinen Mann haben, dessen Namen ich um irgend einer Zufälligkeit willen nicht tragen dürfte. Hätte ich den Bauern Hans lieb genug, um ihn zu heirathen, so würd' es mir sehr angenehm sein zu heißen wie er; Halbheit ist immer fatal; in der Ehe tödtlich! für den einen Theil dies Verhältniß, für den andern jenes, das giebt Spaltungen und Mißstimmungen, die unvermeidlich und unauslöschlich sind. — Das waren zwei berühmte Frauen! nun kommt ein berühmter Mann, und zwar von einem andern Zuschnitt der Berühmtheit, denn er geht mit Ruhm durch die Jahrtausende. Nichtsdestoweniger hat er es sich müssen gefallen lassen, daß sich sein Name ebenfalls

an eine Promenade knüpft, und obenein, daß er dadurch lügt, denn le Camp de César, auf einem Berge bei dem hübschen Dorfe Pouzac, weist nicht die geringste Spur von den Ueberbleibseln eines römischen Lagers auf, sondern bietet nur sein hohes Plateau zum günstigen Aussichtspunkt, zugleich in die Ebene nach Tarbes, und in verschiedene kleine Nebenthäler dar. — Das Schönste, was ich bei Bagnères gefunden, ist ganz gewiß der seltene Reichthum von großen alten Bäumen, meistens Linden und Kastanien, aber auch Eichen, und dann auch Pappeln. Die ganzen Bergabhänge sind ein wehender Wald; alle Hügel sind mit einer Waldkrone geschmückt; jedes Thal hat seine verstreuten Baumgruppen, und unter ihnen Hütten, stille Gehöfte, auch ab und an ein hübsches Landhaus. Seh' ich ein Häuschen unter großen Bäumen, so mein' ich immer, da müsse das Glück heimisch sein, da müßten recht zufriedene Menschen wohnen. Stadthäuser mag ich ansehen, straßab, straßauf — dabei fällt mir's nie ein, Bäume, frische Luft, und freier Raum, gehören nothwendig zu meinem Ideal von Glück. Ich bin gar kein Zimmerliebhaber! auch das traulichste hat etwas Kerkerhaftes gegen die Freiheit da draußen, und es ist recht seltsam, daß ich die Menschen, die ich am meisten liebe, unter dem schönen

lichten weiten Himmel kennen gelernt habe. Auch Sie, und Sie zuerst! Nun ist mir immer zu Muth, als ob mir draußen kein Leid geschehen, nichts Böses nahen dürfe; als sei ich unmittelbarer im Schutz Gottes, als wehe mir die Luft den irdischen Staub von der Stirn, die irdische Qual aus dem Herzen, als säuselten und rauschten mir die Bäume geheimnißvolle Sänge zu. Ich glaub', ich hab' manches Lied von ihnen gelernt, und es war nur schlimm, daß ich es in meine Sprache übersetzen mußte, denn dadurch hat es von seiner Schönheit verloren. Einen großen Fehler haben sie — die Bäume, und recht im menschlichen Styl: den Fehler ihrer Vorzüge; sie sind stark, aber rauh. Wenn man ihn umfaßt, solchen Baum, wenn man die Stirn an ihn lehnt, so thut's weh, wegen der harten Rinde. Und ich thue es doch gern! diese Kraft, die nimmer wankt — dies Streben nach oben, das nimmer ermattet — diese Stärke, die nimmer vor der Sonne erschlafft, und vom Orkan nur gebrochen wird — diese Beweglichkeit, die wie ein feiner, regsamer, seelenvoller Geist ihn durchzittert — diese Ruhe, die ihn durch das Eis des Winters und die Gewitter des Sommers, zu immer gleichmäßiger herrlicher Entfaltung führt — diese wundervolle Schönheit voll tiefen Ernstes und holder Anmuth — flößen

mir zu viel Bewunderung und Zuversicht ein, als daß ich sie ihm nicht zuweilen ausdrücken müßte; und dann ist mir's leid, daß er, trotz seiner himmlischen Gaben, doch auch nur ein rauher, herber Gesell ist. So geht's einem mit seiner Liebe, sogar zu den unvernünftigen Bäumen, die doch nichts von Raisonnement wissen, welches die Menschen so hart macht.

Mitte Julius zerstreute sich unsre kleine Gesellschaft. Was von Bagnères auszubeuten war, war geschehen; ich hatte mich vollkommen von den Beschwerden der spanischen Reise erholt, und so ging's denn weiter, und jetzt recht eigentlich in's Hochgebirge hinein. Es beginnt bei Lourdes, einem Städtchen, dessen Schloß, kühn und wild auf einem schroffen Felsen liegend, in alten Tagen der Schlüssel der Pyrenäen, die stärkste Festung im Béarn, und einer der sichersten Punkte war, welche die Engländer in der Gascogne inne hatten. Denn dies ist die Gascogne, und so wie das Languedoc zur Zeit des Feudalismus in die verschiedenen Grafschaften von Toulouse, von Foix, von Béziers zerfiel, also sie in noch zahlreichere. Hier hatten die Grafen von Armagnac, Béarn, Albret, Comminges, Bigorre, ihren Sitz, und all' diese kleinen Fürsten haben ihre Geschichte, die oft recht groß ist — so

groß wie die von Frankreich selbst; und recht wild und blutig, wie die ganze Zeit war. Alle nannte der König von Frankreich „beau Cousin;" einige wurden Könige von Navarra, durch Heirath, durch Erbschaft, erst die Grafen von Foix, dann, als auch die ausgestorben waren, die Grafen von Albret, und „le Bearnais" — wie ihn seine Gegner verächtlich nannten — wurde gar König von Frankreich, und einer der wenigen, deren Andenken geliebt und geehrt geblieben ist. Eine kleine Geschichte muß ich Ihnen erzählen, die mir gar so traurig vorkommt. Der Graf von Foix, Gaston, seiner wundervollen Schönheit wegen zubenannt Phöbus, war doch nicht glücklich mit seiner Frau, und sie lebte bei ihrem Bruder, dem Könige von Navarra. Gaston Phöbus hatte einen Sohn aus dieser Ehe, ein einziges Kind, das er leidenschaftlich liebte. Er schickte einst den vierzehnjährigen Knaben zu der Mutter nach Pampelona. Da wußte der König von Navarra sich seines Zutrauens dermaßen zu bemeistern, daß der junge Gaston ihm glaubte, als er ihm ein Pulver gab, welches sein Vater im Wein trinken solle, damit er dadurch sein Herz wieder der Gräfin zuwende. Aber es war kein Liebestrank, sondern Gift, und der König von Navarra wollte Vormund seines Neffen werden, oder ihn

selbst später aus dem Wege schaffen. Der junge Gaston kam nach Schloß Orthès zurück, fand aber nicht gleich Gelegenheit dem Vater das Pulver beizubringen; und da er ängstlich das Beutelchen hütete, worin es verwahrt war, so erregte das die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Man sprach davon zu Gaston Phöbus. Er fürchtete, es sei ein böser Zauber gegen den Knaben gerichtet. Als Gaston schlief, ward ihm das Beutelchen abgenommen, das er stets um den Hals trug, das Pulver untersucht. Es war aber Gift. Der Vater fragte den Knaben, was er mit dem Pulver habe machen wollen, und der Sohn gestand bange und zitternd, daß er es ihm habe geben wollen. Da ließ ihn der Vater in's Gefängniß setzen, in den festen Thurm von Orthès. Und nun grämten sie sich beide fürchterlich. Gaston Phöbus, weil er glaubte, seines lieben Kindes Herz habe sich von ihm ab- und der Mutter zugewendet, und er wolle sie rächen; Gaston, weil er nicht begreifen konnte, wie sein Vater ihm solch Verbrechen zutrauen möge. Er wollte sterben, er enthielt sich drei Tage aller Speise, er lag auf seinem Bett ganz still, oder er schrie trostlos nach dem Vater. Man brachte dem die Nachricht, daß Gaston sich sterben lasse vor Schmerz und Erschöpfung. Das brach dem Vater

fast das Herz. Wollte er den Knaben nur trösten und beruhigen, oder ihn befreien — genug, er ging in den Thurm. Kaum gewahrte Gaston ihn, so sprang er vom Lager auf und dem Vater an den Hals — und augenblicklich stieß er einen hellen Schrei aus, ward blaß, und fiel todt hin. Der kleine Dolch, den Gaston Phöbus ohne Scheide im Gürtel zu tragen pflegte, war durch des Knaben Herz gegangen. Gaston Phöbus hatte seinen Sohn getödtet. — Das Ende der Familie Armagnac ist nicht so tragisch, aber gräuelvoll. Graf Johann V. verliebte sich in seine Schwester, bekam vom Papst Dispens, und heirathete sie; aber nach einigen Jahren ging sie in's Kloster, und er heirathete Johanna von Foix. Dies gehört eigentlich nicht zu seinem Ausgang, aber als ein Zug des Sittenzustandes und der unermeßlichen Verwilderung, in welche man durch die Desorganisation Frankreichs während der Kriege mit England gerathen war, ist es doch recht merkwürdig. Nun, als Ludwig XI. im Jahre 1461 den Thron bestieg, da ließ er das große Geschäft seines Lebens darin bestehen, die Willkür, den Trotz, die Macht und den Einfluß der Fürsten, die er freundlicher als jeder andre König ses beaux Cousins nannte, auf jede Weise und durch jedes Mittel zu vernichten, ja, sie selbst auszurotten. Er gerieth

mit Johann von Armagnac in Zwist; dessen Festung Lectoure, die da drüben jenseit Tarbes liegt, ward belagert; sie capitulirt und wird übergeben. Aber das Wort wird dem Grafen nicht gehalten, er wird erdolcht vor den Augen seiner Frau, und darauf sie, die Unglückselige, gezwungen, einen Trank zu nehmen, der das Kind im Mutterleibe tödten sollte. Aber sie starb mit ihrem ungebornen Kinde. Ludwig XI. wollte keine Sprößlinge dieses Geschlechts! vier Jahr später, 1447, ließ er seinen Gespielen und Jugendfreund, Herzog Jacques von Nemours, hinrichten, weil er ein Vetter des ermordeten Armagnac war. — Die Gascogne war der Heerd der innern Kriege, welche Frankreich zerfleischten; im zwölften Jahrhundert die großen Vasallen gegen den König von England, den sie nicht zum Lehnsherrn wollten; im vierzehnten und funfzehnten, durch kurzen Waffenstillstand unterbrochene Kämpfe, Anfangs nur um die Provinzen, welche England in Frankreich besessen und an Philipp August verloren hatte, später um die Krone Frankreichs selbst; im sechszehnten, die Religionskriege, die sich immer hierher, zum Haupt des Kalvinismus hinzogen, und von hier aus politische und religiöse Zwecke verfolgten. Dies Land hat wundersame Menschen gesehen; Menschen, die uns wie Mährchen vorkommen! Bertrand de Born, den Lieder-

helden, der seine Gesänge mehr donnerte, als dichtete. Bertrand du Guesclin, den großen Connetable, dessen Leben frisch, bunt, kriegerisch und großmüthig, wie das der alten Paladine ist. Obgleich von Geburt ein Bretagner, war doch hier der Hauptschauplatz seiner Thaten, hier, wo er im schwarzen Prinzen, König Edwards III. Sohn, der zu Bordeaux residirte, einen Gegner hatte, der seiner würdig war. — Es ist wirklich recht unbequem, ein gutes Gedächtniß zu haben! wenn ich so sitze und schreibe, fallen mir immer tausend Geschichten ein, von großen Menschen, von interessanten Momenten, von charakteristischen Zügen aus der Historie, die ich alle Ihnen erzählen mögte, z. B. jetzt du Guesclins ganzes Leben. Und ich muß doch diese Neigung unterdrücken, der Weitläufigkeit wegen. Dann mögt' ich mich gleich hinsetzen und du Guesclins Leben beschreiben, für sich, in einem besondern Buche, aber nicht was man nennt in einem „historischen Roman," — ein Zwittergeschlecht, das mir zuwider ist — sondern ernsthaft, treu, historisch, ohne den Krimskrams von Lieb' und Leid, den wir im Romane gewohnt sind, und der neben den großen Begebenheiten gar so überflüssig aussieht. Bei den Romanen von Walter Scott, welche in diesem Genre schon darum das Beste sind, weil er ihn erfunden

hat, schien mir immer, daß man die ganzen Liebesepi-soden, ja, die Liebenden selbst, wegstreichen könne, ohne dadurch dem Interesse des Buches sonderlich — und gar nicht seinem Werth zu schaden. Die Sit-ten der alten Zeiten, die Ansichten, welche sie be-herrschten und ihnen Geltung gaben, sind uns so fremd, so ungewohnt, daß wir uns darauf beschränken müssen, sie zu erzählen, höchstens versuchen dürfen, sie durch ihren Zusammenhang zu erklären, aber nie, sie unsern Ansichten anzupassen. Das thut der historische Romancier gar so leicht. In du Guesclins Leben ist ein Moment recht bezeichnend für das, was ich meine. Er ward im Jahr 1367 in der Schlacht von Najara ge-fangen genommen, welche er für Heinrich von Trasta-mara gegen dessen Stiefbruder, Peter den Grausamen von Castilien, gewann. Die Engländer unterstützten Pe-ter; du Guesclin kam in ihre Hände, und um ihn so lange, wie möglich, festzuhalten, forderten sie ein enor-mes Lösegeld, das er sowol aus eigenen Mitteln, als mit Unterstützung des Königs von Frankreich, schwer zusammen bringen konnte. Du Guesclin schickte Botschaft nach der Bretagne, zu Tiphaine Raguel, seiner Frau, und gebot ihr, Alles zusammen zu brin-gen, was ihr an Gold und Goldeswerth zu Gebote stehe, um ihn aus der lästigen Gefangenschaft zu befreien. Sie that es, sie verkaufte Alles, ihr Ge-

schmeide, ihr Tischgeschirr, gar ihren eigenen silbernen Becher. Da kam eine Schaar armer bretagnescher Edelleute in die Heimat, welche ebenfalls in jener Schlacht gefangen und auf ihr Ehrenwort entlassen worden waren, um selbst ihr Lösegeld herbeizuschaffen. Aber sie hatten nichts, und auch ihre Familien waren nicht im Stande ihnen zu helfen. Sie wandten sich hülfesuchend an Tiphaine, und sie that, was sich für sie schickte. Sie half den armen Waffenbrüdern ihres Mannes, gab ihnen die Summe, welche du Guesclin befreien sollte, und ließ diesem sagen, was sie gethan habe, und daß er warten müsse. — Handelte heutzutag eine Frau so wie Tiphaine Raguel, so würden die Einen sprechen: „Unvernünftige Person! man muß sie unter Curatel stellen!“ — und die Andern: „Zwischen den Waffenbrüdern wird sich auch wol ein Liebhaber befinden.“ — Und ungefähr in diesem Sinn schreibt auch der Romancier! findet er, daß der Liebhaber sich nicht schickt für die edle Dame, so macht er einen alten grauen Freund und Rathgeber, oder einen jungen blonden Milchbruder daraus, kurz immer eine extraordinäre Personage, und webt um seine Heldin eine Glorie von Rührung, von Dankbarkeit, von töchterlicher oder schwesterlicher Liebe, die etwas ganz andres aus ihr machen, als Bertrand du Guesclins

Frau. Die fand, sie müsse handeln in dem Sinn ihres Mannes, und da er als Ritter, der Schutz der Schwachen, der Helfer der Bedrängten war, und diese Gesinnung nie durch die That Lügen strafte, so zauderte sie nicht, seine Wohlfahrt der seiner Waffenbrüder nachzustellen. Nun hab' ich doch eine Geschichte erzählt! Ich muß suchen mir einen Sultan — wie hieß der mährchenliebende, schläfrige Mann? — anzuschaffen; da kann ich mich ungestört und furchtlos meinen Scheherazaden-Launen hingeben. — Ich sprach von Lourdes. Da stürzt der wilde Gave de Pau aus seinen Bergen hervor und in's Land hinein. Er hat eine stürmische, gedrangsalte Jugend! von der Brèche de Roland, auf der spanischen Grenze kommt er herab, und so in einem Sturz bis Lourdes. In dem lieblichen Thal von Argelès ruht er sich ein wenig aus, wie in dem Arm einer Geliebten. Das ist ihm zu gönnen! immer Felsen, immer Klippen, immer Mühsale und Schrecknisse, — so ist das Leben nicht, so ist nur ein böser Traum. Einen Moment der Verklärung hat jede Existenz, und die Menschen sind dumm, welche nicht begreifen, daß es eben nur ein Moment sein kann, weil sie ja sonst etwas Alltägliches sein würde, und im behaglichen Genuß der Alltäglichkeit, im Schlafrock und hinter dem Ofen —

ade die Verklärung. Dennoch muß ich bekennen, daß ich zuweilen herzlich dumm bin! — In Lourdes war Jahrmarkt, und da wir ziemlich lange auf Pferde warten mußten, unterhielt ich mich damit, das Volk zu betrachten, das im Festtagsanzug und in großen Massen beisammen war. Der rothe Capulet der Weiber dominirte alle übrigen Farben. Die Männer trugen viel dunkelbraune Baretts, und das Haar darunter ziemlich lang, und rund geschnitten, so mittelalterlich. Sie sind nicht ohne Physiognomie, besonders wenn sie sprechen; die Augen werden ihnen dann ganz licht; aber die Züge sind plump, beinahe formlos, und den bestimmten Schnitt, die klare Ausarbeitung so eines spanischen Gesichts, sucht man vergebens bei ihnen. Vollends bei den Weibern! Das Leben ist schwer in den Bergen, ist ein saurer Kampf um die materielle Existenz, bald mit der rauhen Erde, die wenig hervorbringt, und viel Arbeit erheischt, bald mit dem eisernen Himmel, der seine Stürme und Wasserfluten, Ungewitter und Lavinen wüthen läßt. Da geht in der steten Sorge und körperlichen Anstrengung wol die Schönheit zu Grunde, die mindestens der Ruhe, wenn auch nicht der Pflege bedarf. Die Frauen sehen mir alle wie verkleidete Männer aus, so breitschulterig und wie aus einem Stück. Breite Schul-

tern sind hier eine große Schönheit, und eine große Empfehlung für die Ehe. Die Männer meinen, je breitere Schultern eine Frau hat, desto mehr Söhne werde sie bekommen, und da ihnen Töchter lästig sind, theils der Versorgung halber, theils weil sie bei der Arbeit nicht so viel Hülfe leisten können, so denken sie an Söhne so sehr wie irgend ein Majoratsherr, und die Frau hat es schlimm, die nicht hält, was ihre Schultern versprochen. Anders wird sie nicht betrachtet, als wie irgend ein Thier oder ein Meuble, das zur wirthschaftlichen Einrichtung des Mannes gehört. Welch' eine anmuthige Bestimmung! und diese Frauen leben ganz munter und guter Dinge, kommen im Sonntagstaat auf den Markt nach Lourdes, sind stolz darauf, einen rothen Capulet zu haben, sehen diejenige, welche nur einen schwarzen trägt, über die Achsel an, und sind glückselig, wenn der Ertrag ihrer Butter oder ihrer Wolle ihnen gestattet, ein blankes Kreuzchen am schwarzen Bande, dies beliebte Halsgeschmeide, zu kaufen. Vielleicht ist es unsre eigentliche Bestimmung, nichts zu sein, als ein gutes Thier. Ich vertiefte mich darüber in Betrachtung und starrte ganz nachdenklich in das Gewühl hinein, das sich wie Wellen an einer Klippe an meinem Wagen brach. Neben mir, vor einer Quincaillerie-Bude,

war es besonders groß; diese Ohrgehänge, diese Kreuzchen, diese Ringe von Bronce und buntem Glas wirkten magisch auf die Frauen, und was sie nicht kaufen konnten, bewunderten sie mit unendlichem Geschwätz. Die Redseligkeit des Volkes ist doch in allen Ländern gleich groß. So wenig Gedanken und solch ein Strom von Worten! diese Fülle muß wol eine Art von Ersatz für jenen Mangel sein. Gedanken können uns so stumm machen, daß wir fast stupid erscheinen. Es ist die Kunst der Personen, mit denen wir umgehen, oder ihre Eigenthümlichkeit, daß sie verstehen uns sprechen zu machen. Mit manchen Menschen kann man gar nicht sprechen, nicht frischweg, nicht aus der Seele heraus, nicht Alles, was einem eben einfällt. Man kann es sogar nur mit sehr Wenigen. Aber wenn man's nicht kann, so langweilt man sich auf der Stelle, denn wenn man doch nichts erfährt, wozu soll man sich die Mühe machen, die Lippen zu bewegen? Ich begehre gar nicht von extraordinär hohen oder tiefen Dingen zu sprechen, meinetwegen sei's eine Tagsgeschichte, sei's eine neue Mode, nur aber spreche man darüber aus sich heraus, so daß man im Stande ist Urtheil, Meinung, Ansicht, Geschmack — wenn nicht zu erkennen, doch voraussetzen zu dürfen. Das thun aber nur Wenige, die

Meisten passen auf, was im Allgemeinen dazu gesagt wird, und danach richten sie sich mit ihren Aeußerungen ein. Wer in dieser vorsichtigen Weise spricht, immer bedacht ist, keine Blöße zu geben, geschickt fallen läßt, was er nicht vertheidigen mag — von dem heißt es, er mache eine gute Conversation. Aber ich muß doch dabei an das Volk denken, das ich in's Gebildete, in's Cultivirte übersetzt wiederfinde.

Von Lourdes ab fährt man in dem Bett, welches sich der Gave de Pau zwischen den Felsen gebrochen und erwählt hat, auf einer guten Chaussee, bald auf diesem, bald auf jenem Ufer. Bei Argelès erweitert es sich zu dem lieblichen Thal, dessen ich vorhin erwähnte. Es kommt mir vor wie ein goldnes Becken mit Kleinodien gefüllt, wie die alten Völker sie ihren Herrschern darzubringen pflegten. Ganz oben herum stehen die Berge, wild, zackig, hie und da mit Schnee gefleckt; dann kommen andre, deren dunkles Nadelholz die gelbliche, röthliche, bläuliche Färbung der Felsen scharf hervorhebt, dann noch andre mit Viehweiden und Laubholz bedeckt; dann Hügel von Reben überklettert, von Kastanien beschattet, dort ein Kirchlein darauf, hier eine Ruine; endlich der ebene Boden, vom Gave durchrauscht, von zahllosen Bächen durchrieselt,

angeweht von frischer Bergluft, angeglüht vom Sonnenstrahl, der von oben herab hineinblitzt, emaillirt von Wiesen, von Baumgruppen, von Dörfern, von einzelnen, höchst malerischen, halb versteckten Gehöften, belebt von Menschen, die Heu machen und Holz fällen, von Viehheerden — ach! sind das nicht köstliche Kleinodien? und alle so auf einem Fleck beisammen, daß ein kleines Auge sie überblickt. Die Fülle in der Natur — das ist ihr höchster Reiz! da ist nicht Eines und nicht Etwas, da ist Alles, und immer, und immer frisch! kein Mangel, keine Dürftigkeit, keine Furcht vor dem Versiegen dieses endlosen Quells wird fühlbar — man hat sein Genügen! — Es war ein heißer Tag, verdeckter Himmel, aber glühende Sonnenblicke, welche zuweilen die Wolken wie Augenlieder schwer, langsam, unwiderstehlich hoben. Es ging eine leidenschaftliche Unruh durch die ganze Natur. In den hohen Bergen donnerte es, aber langsam, aber in großen Pausen, wie eine Mahnung, nicht wie Drohung oder Zorn; so spricht das Gewissen zu uns, oder die Stimme eines treuen Freundes. Zuweilen fuhr ein Windstoß von einer Bergspitze herab, die Bäume schüttelten sich, der Gave rauschte hoch auf; dann ward es todtenstill, kein Lüftchen, kein Blättchen regte sich, alles schwieg in beklemmender athemloser

Erwartung. Ich muß wol schon etwas Aehnliches gelebt haben! es kam mir so bekannt vor. Aber was mit dem Thal zuletzt geschehen ist, ob ein Gewitter kam, oder ein Wolkenbruch, oder — nichts, ob gegen Abend die schwülen Mittagswolken sich vertheilten und der Sonne einen klaren Untergang gestatteten, das weiß ich nicht. Wir fuhren hindurch, unter den Mauern der uralten Abtei von St. Savin und von Schloß Miramont, und Beaucens nach Pierrefitte. Da ist die letzte Poststation; man hat nur zwei Wege vor sich, eigentlich zwei Engpässe, zwei Schluchten; der eine führt in die Bäder von Cauteretz, längs dem Gave de Marcadau, der andre nach Luz, längs dem Gave de Pau. Ich wollte zuerst dessen Wiege kennen lernen, ich interessirte mich sehr für ihn. Gave heißt in celtischer Sprache Wasser, hab' ich gelesen; Sprachforscher müssen wissen, ob wirklich noch Ueberbleibsel derselben in der Sprache des Volks nachzuweisen sind. Dessen Patois ist mir ganz unverständlich; und wenn es französisch spricht, so ist darin die spanische Nachbarschaft unverkennbar. Es spricht ciercle statt cercle, estalle statt stalle, das ist ganz spanisch. Die Schlucht, in welcher man stark aufwärts fährt, ist an manchen Stellen so schmal, daß man nichts sieht, als den gegenüberliegenden Felsen,

und den Gave de Pau nur hört, wie er tief, tief unten braust. Die Chaussee ist von der Felswand abgesprengt, und scheint hie und da über den Abgrund zu schweben, zuweilen wirft sie sich mit einer Brücke, wie mit einem kühnen Sprung, auf die andre Felswand hinüber. Nie sieht sie gegen diese ungeheuren Massen anders aus, als ein winziger Fußpfad, und sie ist so schmal, daß die Postillone an gewissen Ausweichpunkten Signale geben — oder geben sollen. Es ist eine großartige, stolze Natur! das Menschenwerk schleicht ganz scheu neben ihr hin; ein Bergsturz, ein Wolkenbruch, ein Orkan kann es in jedem Augenblick vernichten. Zaghaft blickt das Auge in die Höhe, wie in die Tiefe: dort nichts als starres Gestein, in seinen Spalten mit sparsamer frostiger Vegetation bekleidet, hier der Fluß, tobend gegen Klippen getrieben, gegen Felsen wüthend, — dort, Erstarrung und Tod; hier, ein verzweiflungsvolles Leben. Doch standen kleine Blumen am Wege, gelbe und blaue. Nur am hohen Mittag kann die Sonne in diese Schlucht hineinscheinen, und die Blumen färben. Was das für anspruchlose Gebilde sein müssen, um bei so wenig Sonne heiter und hübsch auszusehen, zu blühen und zu duften. Wir meinen immer, wir hätten dazu, Jahraus Jahrein, ein ganzes Sonnensystem uns

zu Häupten nöthig. Wenn wir nur Luſt hätten — was könnten wir nicht Alles von der Natur lernen! Dinge, mit denen wir weiter kämen, als mit Botanik und Mineralogie! Aber wir ſehen uns einen Augenblick ihre tiefſinnigen Bilder und Erſcheinungen an, und haben flüchtig einen guten Gedanken dabei: und dann fallen wir wieder ganz ſchwerfällig in uns ſelbſt zurück, oder verſchwenden uns in nichtswürdigen Atomen an unſinnige Beſtrebungen, und vergeſſen unſre eignen guten Gedanken. Ich wenigſtens kann von Glück ſagen, wenn ich einmal wieder einen in mir erhaſche. Allein es kommt mir doch vor, als bliebe mir von ihnen, trotz ihrer Flüchtigkeit, ein Arom in der Seele zurück, wie Weihrauchduft in einer katholiſchen Kirche. — Endlich mündet dieſe unwirthbare Schlucht abermals in einem ziemlich weiten Becken, das mir nach dem Thal von Argelès nicht ſehr reizend ſchien. In der Mitte liegt der Flecken Luz; von der linken Seite kommt der Gave de Baſtan aus dem unwirthbaren Felſenthal von Barèges heraus; zur Rechten liegt die ſehr ſchroffe Bergwand, zu deren Füßen der Gave de Pau ſich rollt, und an deren Abhang — wenn man eine mauerartige Schroffheit Abhang nennen darf — eine Reihe von Häuſern wie ein weißer Strich ſich hinzieht. Das iſt St.

Sauveur, das berühmte Bad. Da ich Pfeffers nicht kenne, so hab' ich nie einen Badeort von so frappanter Lage wie St. Sauveur gesehen. Stellen Sie sich ein Paar hundert Fuß über dem Gave eine vom Felsen abgesprengte Straße vor, die auf der Seite nach dem Felsen zu, durchgehends — und auf der nach dem Abhang zu theilweise mit Häusern eingefaßt ist; das ist Alles. Geht man bis zum Ende der Straße, so verwandelt sie sich in einen niedlichen Fußweg, der zu einem graziösen Wasserfall führt, und dann hört auch der auf, und Felsblöcke sperren den Pfad. Man muß wieder umkehren. St. Sauveur hat nur einen einzigen Aus- und Eingang. Will man nicht den Berg emporklettern, an den es sich lehnt, und der natürliche Terrassen von Wiesen und von waldbewachsenen Plateau's hat, so muß man immer zum Gave hinab und über seine Brücke; dann kann man umherstreifen, nach Luz, nach Baréges, nach den Ruinen der alten Templerkirche und des Schlosses von St. Marie. Die Entfernungen sind nicht groß, und man fährt rasch, trotz der bergigen Wege, meist mit Vorspann; genug, man hatte uns wie von einer großen Tagereise von der Fahrt von Bagnères nach St. Sauveur gesprochen, und ich fürchtete die Finsterniß auf gefahrvollen Wegen, als

wir — ich weiß nicht mehr warum — erst um zehn Uhr morgens von Bagnères abreisten. Aber um halb vier Uhr waren wir bereits in St. Sauveur. Ich weiß nicht, welch' ein unbegreifliches Vergnügen die Menschen darin finden, alles, was sie thun, größer, länger, weiter, mühseliger darzustellen, als es wirklich ist. Ich hatte mir nach den Beschreibungen entsetzliche Mühsale, höchst gefährliche Wege, kaum zu erreichende Entfernungen vorgestellt für die ganze Pyrenäen-Reise; aber ganz unnützer Weise! die einzige wahrhaft große und widerliche Unbequemlichkeit, die ich gefunden, ist die bettelhafte Zudringlichkeit der Leute. Führer, Pferdevermiether, Sesselträger, Kellnerinnen, Wäscherinnen umschwirren jeden ankommenden Wagen, werfen ihre Adresse hinein, klettern auf den Wagenschlag, um sich mündlich zu empfehlen, beschwören den Postillon, zu ihren Gunsten zu reden, zanken sich unter einander und machten mir einen unerträglichen Eindruck. Ich kam mir vor, wie ihre Beute, ihrer räuberischen Habgier preisgegeben; ich war betäubt von all' den Anpreisungen, die ich nicht zu schätzen verstand, und von all' den Vorschlägen, die ich nicht annehmen konnte. In Italien geht's an manchen Orten auch so her; aber wie possierlich! da kann ich doch lachen, wenn der Schiffer im Boot mir Kußhände zuwirft,

oder wenn der Eseltreiber die Hand aufs Herz drückt, das ohne Weiteres zu mir fliegen mögte aus heller Liebe zu einem Carlin. Und dann: wenn die Männer nur verstehen, am rechten Ort zu sacriren, und wieder am rechten Ort einen Scherz zu machen, so kommt man in Italien prächtig vorwärts. Aber hier darf ein Mann weder das eine noch das andere; jenes beleidigt, dieses weist nicht ab, macht im Gegentheil noch zudringlicher, denn die Mehrzahl dieser Raubvögel besteht aus Frauenzimmern, und haben die einmal den Entschluß gefaßt, sich nicht abweisen zu lassen, so könnte man ein Kartätschenfeuer auf sie richten, und es würde nichts helfen. Frauenzimmer in Geschäften und Gewerben verfallen für mich ins Geschlecht der Monstra. Damit so viel Leute wie möglich von dem Fremden Vortheil ziehen, bestehen in St. Sauveur und in Cauteretz höchst lästige Einrichtungen. Man ist in einem Gasthof abgestiegen; will man abreisen, so fordert man die Rechnung; nun entsteht ein Wirrwarr, eine Confusion ohne Gleichen. Statt einer Rechnung kommt ein halbes Dutzend, denn hier ist ein Gasthof eine Agglomeration von verschiedenen Personen und Interessen; der Zimmervermiether, der Traiteur, der Cafétier haben Jeder das Ihre geliefert, und ehe man ihre verschiedenen Foderungen beisammen hat,

vergeht die Zeit — und die Geduld. Bettler giebt es so viel wie in Italien, und eben so grausenhafte. Unselige Krüppel, die auf allen Vieren kriechen, schrecklich Verstümmelte und Entstellte. In ganz Deutschland zusammengenommen hab' ich nicht so viel Elende gesehen als hier. Wenn sie dort existiren, so bringt man sie in ein Kranken- oder Armenhaus, und läßt sie nicht so fürchterlich verwildern, wie den Knaben, den ich in Bagnères sah. Ich lag im Fenster und beobachtete Wind und Wolken; es hatte heftig geregnet, ich wünschte auszugehen, aber es war allzu schmutzig! die Straßen sind chaussirt, trocknen leicht auf, sind jedoch eben so leicht in Morast verwandelt. Und durch diesen Morast kam ein Knabe daher gekrochen, die Beine nackt bis übers Knie, und die Ermel bis zum Elbogen reichend, so daß es förmlich aussah, als sei sein Anzug für diese Promenade eingerichtet. Auf Händen und Knien wühlte er sich ganz behende durch den dicken Schmutz fort und sammelte das Geld auf, das man ihm aus den Fenstern zuwarf. Ein Bäckermädchen brachte ihm ein Brot; das nahm er in die schmutzige Hand, aß davon und kroch damit weiter. Kaum war er um die Ecke, als eine große Cavalcade daher geritten kam, worunter ein kleines Mädchen sich befand, das ihr Pferd nicht lenken konnte. Ge-

fahren wird auch viel. Da ist es doch in der That heillos, daß, wenn auch die gewöhnliche Menschenliebe schweigt, die Straßenpolizei nicht deren Amt übernimmt und solch' unselige Geschöpfe in Sicherheit bringt und vor Verthierung bewahrt. Bei jedem Pferdewechsel wird man von dichten Bettlerhaufen umdrängt, bei jeder Auffahrt eines Berges, wo man genöthigt ist, langsam zu fahren, erklingt die Bettellitanei von Schaaren von Kindern. Seltsam kontrastirt damit das Verbot der Bettelei, welches man öffentlich angeschlagen findet. In Pierrefitte, wo wir wieder Pferdenoth litten, weil fünf Wagen nach Cauteretz durchgegangen waren, trat ein Blinder an den meinen und reichte mir ich weiß nicht was für einen armen Blumenstrauß. Seitdem ich eine Ahnung davon habe, was es heißt blind sein, richtet kein Blinder umsonst eine Bitte an mich; ich gab ihm einen Franken. Aber ich verwünschte meine Großmuth, als nun alle Kinder und alte Weiber von Pierrefitte sich einbildeten, ich hätt' eine ganz besondere Liebhaberei für Blumen, allerlei Unkraut abrupften und mich damit bombardirten. Ich warf gelassen all' ihre Sträußer wieder aus dem Wagen heraus, was die alten Mütterchen sehr übel nahmen, und murrend und keifend endlich davonschlichen. Es ist gewiß sehr traurig, alt zu sein, allein ich

bin es nicht genug, um mich bis zum Mitleid von diesem Unglück durchdrungen zu fühlen; und was ich nicht empfunden oder erlebt habe, wenigstens in Analogien oder im Gegensatz, das rührt mich mittelmäßig. Ach Gott, giebt's denn aber irgend ein menschliches Leid, für welches man keine Analogie im Herzen fände? Nun, meine Philanthropie kommt auf jeden Fall sechs Monat zu spät, wie sich das für sie schickt, die eine ächte und rechte Frucht des Raisonnements ist, und nicht, wie die Barmherzigkeit, eine Blüte des Gefühls.

Wir verbrachten den Nachmittag und Abend in St. Sauveur mit Promenaden nach den Orten, die ich vorhin genannt. Nur freilich nach Baréges kamen wir nicht, sondern nur bis zur Hälfte des Weges. Ich wollte auch gar nicht hin. Es soll ein kleiner trostloser wilder Ort sein, für nicht mehr als sechs- bis siebenhundert Badegäste eingerichtet, dazu sechshundert und zweiundsechszig Klafter über dem Meeresspiegel und zwischen hohem Gebirg, also dermaßen kalt, daß man immerwährend Kaminfeuer haben muß; — übrigens wunderwirksames Wasser, das ich von Herzen allen Andern lieber gönne als mir. Ich hab' großes Vertrauen zu Bädern und Brunnen, und was die Menschen auch studiren und nachahmen mögen: immer halt' ich den lieben Gott

für einen größern Chemiker als Struve, und immer trink' ich lieber ein Paar Becher klaren perlenden Gesundbrunnens, als daß ich einen Löffel dicker, übelschmeckender Arzenei schlucke. Aber das Gefühl der Gesundheit ist ein so glückseliges, besonders an solchem Ort, zwischen all den Kranken und Leidenden, daß man sich damit wie ganz besonders begnadigt vorkommt, und gern etwas thut, um diese herrliche Gabe zu erproben. Ich that es dadurch, daß wir fünf Stunden ununterbrochen spazieren gingen. Luz hat einige freundliche Häuser, aber im Ganzen ist's von dürftigem Ansehen. Der Hauptnahrungszweig all' dieser Ortschaften ist für die Einen die Fremden und Badegäste, für die Anderen Viehzucht. Es wird wenig Getreide gebaut; der Boden eignet sich mehr für Wiesen. Wasserfluten zerstören häufig den bestellten Acker, und reißen die Erde von den Bergabhängen herunter. Die Heerden werden von Anfang Junius bis Ende Oktober in die Berge, von einer Weide zur andern getrieben, und die Hirten machen da oben Käse und Butter. Die Butter ist bei Weitem nicht so gut und so reinlich wie in der Schweiz; vom Käse weiß ich nichts, denn ich esse ihn nicht. Die Frauen der Hirten bleiben unten im Thal und hüten das Haus und die Kinder. Die Thäler von Luz, von Barèges und Gavarnie

haben zusammen sechstausend Einwohner, die in einigen zwanzig größern und kleinern Dörfern vertheilt sind. Sie heirathen beständig unter einander; ob ihre stupende Häßlichkeit nicht daher rührt? Der Menschenschlag ist sehr robust, aber man sieht viel Kröpfe. Diese Mißgestaltung hindert die Leute nicht, sehr alt zu werden, und wenn es etwas Parasytisches ist, so stört es doch keineswegs den Organismus. Man wird nicht mit dem Kropf geboren, man bekommt ihn; hat man ihn aber einmal, sei's in der geringsten Anlage, so ist er unvertilgbar. In Bern bekommen nicht blos Menschen, wenn sie älter werden, oftmals einen Kropf, sondern auch Hunde, gar Pferde. Ich meine, es muß doch mit einer gewissen Beschaffenheit des Trinkwassers zusammenhängen. All' solche Mißbildungen sind mir heftig zuwider! in Spanien giebt's gar nicht dergleichen; das ganze Volk hat Vollblut wie ein Rennpferd. — Die Sitten dieses pyrenäischen Hirtenvolkes sollen von großer Strenge und Reinheit, besonders in der Ehe sein, so daß eine Verletzung derselben gar nicht vorkommt. „Wer weiß ob wahr?" sagte jener ungarische Prediger tröstend zu seinen Zuhörern, nachdem er ihnen die Qualen der Hölle dargestellt. Wer weiß ob wahr, sag' ich; aber erzählt hat man es mir. Und warum sollte es denn

auch nicht wahr sein? viel Arbeit, viel Sorgen, ununterbrochene Beschäftigung, schwere Mühsale, um das tägliche Brot herbeizuschaffen, das Beispiel der Eltern und des ganzen Kreises, in dem das Leben sich bewegt, uralte Gewohnheit, die fast zu religiöser Tradition worden ist — wenn das Alles nicht wirksam wäre, um den Menschen innerhalb der Schranken des Gesetzes festzuhalten — welche Macht wär' dann im Stande, es zu thun? Und dann! diese Leute sind fromm; sie haben eine große Andacht zur heiligen Jungfrau. Bei den großen und plötzlichen Gefahren, denen sie auf ihren rauhen Bergen, in ihren schauerlichen Schluchten ausgesetzt sind, wo jeder unsichre Fußtritt den Tod bringen kann: bedürfen sie des Glaubens an eine unmittelbare Hand aus den Wolken, die sie schirmt und leitet, und Elend und Tod von ihnen abwendet. Diese milde Hand reicht ihnen die heilige Jungfrau, und in all' ihren Drangsalen geloben sie ihr eine geweihte Kerze oder eine Anzahl von Rosenkränzen, und fühlen sich beruhigt in ihrem Schutz. Das bejammern die Aufklärungsbeflissenen wie eine Umnebelung des menschlichen Geistes! darf man denn das dumm und schlecht nennen, was dem Menschen Vertrauen zu einer göttlichen Kraft giebt, die da anfängt, wo seine eigene Kraft aufhört? Der Glaube

macht selig — der Schwung der Seele, welcher über alle Gedanken und alles Wissen hinaus in göttlicher Zuversicht ruht; aber nicht das Bild oder die Gestalt, an welche er sich wendet. Der Jehovah des alten Testamentes ist eine sehr bestimmte Gestalt; der modern philosophische unpersönliche Gott eine sehr unbestimmte; aber ich meine, wer in der tiefen Zuversicht zu diesem oder jenem Trost und Ruhe findet, der ist selig und gar nicht dumm, denn er hat das Ziel alles menschlichen Strebens, Befriedigung erreicht. Warum sollen denn diese armen Leute so sehr dumm sein, weil ihre innigste Andacht zur Mutter Gottes geht? In dem dürftigen Kirchlein von Luz, auf einem Nebenaltar, da steht sie mit einem hochrothen Capulet, ganz und gar eine gentille pastourelle. Sie kennen hier nichts Schöneres. Mich rührte diese demüthige Gestalt. Ich dachte an Christus, der auch so arm, so einfach zwischen dem Volk lebte, und daß wir nicht sollten uns so schnell vom Volk abwenden, weil es roh und unsauber ist, und das oftmals nur, weil es elend ist. — Ist es der poetische Duft, den die Kunst in Liedern und Bildern um die heilige Jungfrau gewebt, oder ist es ihre biblische, demüthig tragische Gestalt, genug, ich habe aus dichterischem Enthusiasmus eine hohe Andacht zu ihr, und das Ro-

senkranzgebet, das eine Erinnerung an ihre Freuden und Schmerzen, an die Rosen und Dornen ihres Lebens ist, gefällt mir wundervoll. In der Kapelle der Burg zu Nürnberg ist eine Tafel von Veit Stoß, dem Holzbildhauer, auf der der ganze Rosenkranz in Bildern sauber geschnitzt ist, so daß sich diese einzelnen Bilder wie die Perlen des Rosenkranzes rund an einander reihen. Ich kann mir gar kein holdseligeres Gedicht vorstellen, als ihr Leben! wie der Engel sie grüßt; wie sie über die Berge geht zur Elisabeth; wie die Magier und die Könige zu ihrem Sohne kommen und wie sie dann mit ihm nach Aegypten fliehen muß; wie sie ihn sucht und im Tempel findet zwischen den Weisen und Gelehrten, die den als Kind bewundern, den sie als Mann hassen und verfolgen werden. Und dann ihre schüchterne Erscheinung, als ihr Sohn Mann worden und Lehrer des Volkes ist. Vielleicht hat sie ihn darauf nicht eher wieder gesehen als am Kreuz. Darauf stirbt sie zwischen den Jüngern; aber nicht ihre Leiche ruht im Grabe: es ist mit Blumen gefüllt, und sie thront in der ewigen Herrlichkeit. Ist das nicht ein ganz einzigschönes Gedicht zu nennen, voll aller Wunder, aller Emotionen, aller Wendungen des Schicksals, aller Zustände, welche das Leben verklären und vernichten,

bis zur glorreichen Apotheose? Ja, wenn man so etwas erfinden könnte! —

In jener Kirche sieht man eine vermauerte Thür, durch welche ehedem die Cagots zum Gottesdienst hereinkommen und zu ihren bestimmten Plätzen gehen mußten. Die Cagots waren ein verfluchtes Geschlecht, das seine elende Existenz unter der allgemeinen Mißhandlung, Verachtung und Verspottung hinschleppen mußte wie die Paria's in Indien. Woher sie stammen, darüber giebt's verschiedene Hypothesen; der Eine sagt, es wären die Ueberbleibsel der alten Westgothen, welche vor den Franken in die Gebirge geflohen wären, und nie den Haß des siegenden Volksstammes durch scheue Demuth hätten auslöschen können; der Andre: Sarazenen hätten sich nach den großen Kriegszügen durch Aquitanien im achten Jahrhundert, in den Bergen verloren, dort angesiedelt; und obwol sie im Lauf der Zeit Christen geworden, so habe doch das Volk die Tradition ihres ungläubigen Ursprungs bewahrt, und in diesem ein Stigma gefunden, das sie zu einer von Gott verfluchten und von den Menschen zu fliehenden Race mache. Wie dem nun sei — die Cagots haben Jahrhunderte lang die ganze volle Last eines Daseins getragen, das von ihres Gleichen mit Infamie belegt war. Sie durften mit Niemand

sprechen, der nicht zu ihnen gehörte, kein Haus betreten, an keinem Fest, keiner Versammlung Theil nehmen, dem Gottesdienst nur halb verstohlen beiwohnen. Sie mußten ein besondres Zeichen vorn an ihrer Kleidung tragen, damit Jeder sie sogleich erkennen möge und nach Lust sie fliehen oder sie mißhandeln könne. Sie mußten ihre Hütte verlassen, wenn ein Verirrter oder Reisender zufällig bei ihnen einkehrte. Nur die Religion erbarmte sich ihrer, traute, taufte sie. Uebrigens mogten sie umkommen in Elend, Krankheit, Armuth, Mangel jeder Art — kein Mensch sah hin! ob und wie ein Cagot lebte und starb, was ging das die Uebrigen an! In dem gräßlichen Elend, das die Folge dieser Ausstoßung war — durch die Ehen, welche sie immer nur untereinander eingehen konnten — entartete das Geschlecht leiblich und geistig. Fürchterliche Krankheiten setzten sich bei ihnen fest, Stumpf- und Blödsinn nisteten sich ein, je mehr das schlechte Blut von einer Generation auf die andre überging: der Cretinismus wucherte bei ihnen. Der ist geblieben, wie er auch in manchen Gegenden der Schweiz seine traurig geheimnißvolle Pflanzstätte hat; aber der Haß gegen die Cagots ist erloschen, und sie selbst sind es, seitdem die gegen sie gerichtete Acht nicht mehr existirt. Ob nicht manches Leid und manche

Schmach ebenso von selbst verschwinden würden, wenn man aufhörte, ihnen ungerechter Weise diese Namen beizulegen?

Es war ganz dunkel und spät als wir nach St. Sauveur zurückkamen, und ich todtmüde. Vor der Thür des Gasthofes erwartete uns eine Männerschaar, welche sich als Führer und Sesselträger ankündigten, und für den andern Morgen ihre Dienste anboten. Sie erhielten den Bescheid, wir hätten schon Reitpferde bestellt, und das war wirklich der Fall. Aber sie ließen nicht nach. Pferde? auch für die Dame? der Weg sei doch entsetzlich beschwerlich nach Gavarnie, Felsblöcke müsse man erklettern so hoch! und fünf Stunden hin, fünf Stunden zurück machten zehn Stunden zu Pferd — und das sei doch sehr viel. Wie gesagt, ich war äußerst ermüdet; indessen hätt' ich bedenken können, daß am nächsten Morgen die Ermüdung ausgeschlafen sein würde. Aber nein! so weit reicht meine Ueberlegung nicht. Denken kann ich, bedenken nicht. Beim denken sieht man den Gegenstand grad' in die Augen; beim bedenken geht man rund um ihn herum; und bis zu dieser Evolution hab' ich's noch nie gebracht. Ich dachte nur: Himmel! zehn Stunden zu Pferd? da fall' ich in den Gave vor Erschöpfung! — Und ich sagte den Männern, sie sollten mich

tragen. Sie geriethen in eine Art von freudiger Wuth, versprachen, sie wollten mit mir hintanzen, versprachen klaren Himmel und gutes Wetter! der Weg, der noch eben sehr beschwerlich und gar gefährlich gewesen war, wurde jetzt höchst sicher; gar seine Länge schrumpfte von fünf auf vier Stunden ein — so liegt ihnen der Erwerb am Herzen! Ein Pferd kostet nur fünf Franken nach Gavarnie, die Trägerei fünfundzwanzig oder dreißig — ich weiß es nicht mehr! und die kommen vier Leuten zu gut. Uebrigens fand ich sie sehr redlich, daß sie nicht sechs Träger begehrten, was natürlich den Preis erhöht und die Beschwerde für sie mindert. — Es regnete heftig über Nacht, und als ich um fünf Uhr aufstand war's wüstes Wetter — wie man in den Alpen spricht; grau, kalt, unfreundlich, wolkig. Ich hatte gar keine Lust, an so ungünstigem Tage in die Nähe der Gletscher mich zu begeben; aber die Leute paßten schon auf, hatten schon Pferd und Tragsessel bei der Hand und verhießen das herrlichste Wetter, sobald die Sonne über die Bergspitzen käme. Um sechs Uhr marschirten sie mit mir von dannen, und in den gewaltigen Felsspalt hinein, der nach Gavarnie, dem Chamouny der Pyrenäen, längs dem Gave de Pau führt. Können Sie sich wol die dreifache Metamorphose vorstellen, welche dieser Gave

in seinem Bett, seinem Lauf, seinem Charakter, von seinem Kaskadenursprung bei Gavarnie bis zu seinem Ausfluß in die Ebene bei Lourdes erleidet? Von Lourdes bis Argelès ist sein Bett ein Felsenthal, und er ein rascher, heftiger grüner Bergstrom; von Pierrefitte bis Luz ist sein Bett eine Felsenschlucht, und er ein brausender, mächtiger, unwiderstehlicher Strom; von Luz bis Gavarnie ist sein Bett ein Felsspalt, und er ein schäumender, milchweißer Wasserfall. Die beiden Thäler von Luz und von Argelès gönnen ihm das Ausruhen auf seinem mühsamen Wege, und kommen mir vor wie seine Liebe. Die erste Liebe, im Thal von Luz, ist etwas vehementer Natur. Er kommt so athemlos, so verwildert, so strudelnd an, daß er sich ans erste beste Herz wirft, welches ihm begegnet, und ganz erstaunt ist, daß es überhaupt eine Stätte auf der Welt giebt, wo man momentan rasten dürfe. Er hält sich auch nicht lange darin auf, und das alte wilde Leben beginnt von Neuem. Da kommt das Thal von Argelès: das ist die letzte Liebe; da langt er nicht mehr so besinnungslos an, da springt er nicht — sondern er tritt hinein, und da empfängt ihn das volle Paradies der Liebe, mit seinem Glanz, seiner Freudigkeit, seiner Fülle, seiner Verklärung. Aber das Schicksal läßt Keinen im Paradiese. Auch

er muß fort; und er geht! aber wie ernst, wie gehalten. Er ist noch kräftig, muthig, schön — und um Sie gleich über seine ferneren Schicksale zu beruhigen: er bleibt es auch; denn ich hab' ihn bei Pau gradeso wiedergesehen — allein mit der Liebe und ihrer Verklärung ist's aus! die hat er gelassen bei der holdseligen Fee des Thales von Argelès. Ist dies nicht eine allerliebste Geschichte? ich habe sie Wort für Wort auf den Wellen des Gave de Pau gelesen. —

Meine Leute trugen mich sehr sicher und sehr geschickt, und wenn sie auch nicht grade tanzten, so war ihr Schritt doch merkwürdig rasch. Bedenkt man, welch' eine Last beim Bergsteigen das Geringste ist, was man tragen muß, so erstaunt man über die unerhörte Uebung, die dem Tragen einer Person vorhergegangen ist. Der Tragsessel ist nur von Stroh, und mit einer Capote von Wachstuch bedeckt, die man auf- und herabschlagen kann; man sitzt ganz sicher und bequem. Wir überholten eine andre Gesellschaft, bei der sich nicht nur Frauen tragen ließen, sondern gar ein Mann, ein großer, mächtig dicker alter Herr, dem das Reiten zu beschwerlich sein mogte; — oder vielleicht war er krank. Das sah aber beängstigend aus! er überfüllte den kleinen Sessel dermaßen, daß es schien, als müsse

der umkippen, und sechs Träger wechselten sich bei ihm ab. Die schönste Partie des ganzen Weges ist le passage de l'échelle von St. Sauveur bis zur ersten Brücke über den Gave; da steigen die waldbewachsenen und zerklüfteten Felswände senkrecht, sieben- bis achthundert Fuß tief zu ihm herab; die Ufer scheinen so nah im Vergleich zu der ungeheuern Höhe der Felsen, daß man meint, man könne nöthigen Falls herüber springen; zwischen dem Moos und den Bäumen flattern kleine Wasserfälle schnurgrade in die Tiefe herab, leichtsinnig wie unbesonnene Kinder; und der Gave macht so scharfe, heftige Wendungen, denen die Felswände trotz ihrer Schroffheit doch haben nachgeben müssen, daß man alle fünfzig Schritt ein neues Bild, eine neue Ansicht vor Augen hat, und jedesmal meint: so malerisch, so großartig, so gebieterisch sei nichts Vorhergehendes gewesen.

Bei dem Dorf Gèdre ist ein Ausruhpunkt für die Träger, und die Natur erholt sich dort auch von ihren gewaltsamen Anstrengungen; indessen ist die Lage in einem Bergkessel, im Hochgebirge zu rauh, um einen großen Reichthum der Vegetation — diesen Schmuck der Thäler — zu gestatten. Ueberdas fließt nicht nur der Gave de Pau durch diesen Kessel, und verwüstet ihn häufig durch seine Ueber-

schwemmungen, sondern der Gave de Héas, den er hier aufnimmt, und der aus dem See gleiches Namens oberhalb Gèdre kommt, richtet noch ärgere Zerstörungen an. Nicht blos das Schmelzen des Schnee's, sondern jeder Regen, jeder Hagelschauer überfüllt das enge Becken des See's von Héas mit Wasser, das sich dann mit wilden Fluten, und Felsstücke und Gestein fortreißend, in den Gave wälzt, und die spärliche Kultur des Thals von Gèdre zerstört. Dieser See soll höchst bedrohlich sein, und sich wol einmal mit dem Berge, der ihn trägt, in dasselbe hinabstürzen können — spricht man. Aber Berge pflegen doch nicht umzufallen wie ein Glas Wasser — mein' ich. Dieses kleine boshafte Ungeheuer von Gave de Héas bildet übrigens hinter dem Wirthshaus von Gèdre einen der reizendsten Wasserfälle, den ich je gesehen. Er treibt sein Wesen ganz für sich, in einer hohen, stillen Grotte; man sieht nicht, woher er kommt und wohin er geht; es ist rund umher kein Raum weder für ihn, noch für sonst etwas, als das kleine Rasenfleckchen, auf dem man steht und ihm zusieht, wie er tanzt — nicht wie er stürzt. Er hat wunderweiche Bewegungen und eine gewisse milde Alabasterfarbe, welche er dem gedämpften Tageslicht und den dichten Gesträuchen verdankt, die sich wie sehnsüchtige Arme

nach ihm ausstrecken, ohne ihn erreichen zu können. Ihn? ich sollte sprechen: sie! — denn es ist eine muthwillige trotzige Nymphe, die der Berggeist da eingekerkert hält. Nun wollen wir sehen, wer Sieger bleibt! es sind beides Götter, sie unbändig, er unerschütterlich; sie die ewige Bewegung, er die ewige Ruhe. Und recht wie bei Göttern dauert der Kampf lange, lange! vielleicht Jahrtausende. Die kleinen Kämpfe der Menschen sind kurz und matt. Fühlen wir, daß es uns weh thut — gleich lassen wir den Arm und uns selbst hinterdrein sinken, oder schütteln unmuthig ab statt gefaßt zu tragen. Ach, meine Seele, der Mensch ist winzig, aber wie er ist muß ich ihn lieben, ihn suchen, ihn ergründen — in Allem. Ist er solcher Liebe werth? sprach ich zuweilen, wenn mir seine Schwäche und Verkehrtheit in mir selbst oder in Anderen grell vor Augen tritt; beschäftige dich doch mit den kalten Steinen, oder den nützlichen Thieren, oder den lieblichen Blumen; beobachte, untersuche, studire die! da ist auch Leben zu verfolgen, auch Geheimniß zu enträthseln, auch Stoff zu Bewunderung, auch anbetungswürdige Weisheit! laß die Creatur fallen; nimmt denn eine, von so vielen Millionen nur eine einzige, deine Schicksale so zu Herzen, wie du ihrer alle? das ist sehr fraglich. — Und dann ergreift

mich eine heftige Lust, Poesie und Phantasie und Alles, was drum und dran hängt, für immer abzustreifen, und mich in eine Wissenschaft zu werfen. In welche? würden Sie es wol rathen? in die Wissenschaft von den Steinen und Gebirgen. Die sind, und sind ohne Leben. Ist das nicht etwas ganz Unbegreifliches in unsrer Welt des Lebens und Strebens, so still, so starr, so regungslos, so unveränderlich, so ohne Blüte des Daseins zu existiren? Sie kommen mir auch nie anders als verzaubert vor, die Steine und Felsen, und ich glaube, wenn ich ihre Wissenschaft studirte, so wär' es hauptsächlich um zu versuchen, ob der Zauber nicht zu lösen und der Bann nicht von ihnen zu nehmen wäre. Solche Phantasmen schicken sich wol nicht für die Wissenschaft, und sie mögte mich schwerlich für ihren Zögling anerkennen. So werd' ich denn immer wieder zu meinen sehr unwissenschaftlichen Anschauungen der Natur zurückgeführt, und wenn ich menschliche Schicksale und Wege, und Analogie mit menschlicher Bestimmung hinter ihren Formen und Erscheinungen wahrnehme, so daß ich nicht weiß, ob ich äußere Bilder oder innere Zustände sehe — nur dann, mein' ich, tritt sie mir in ihrer wundervollen, tiefsinnigen Schönheit und so entgegen, wie Gott sie gedacht hat. Bis ich's nicht dahin gebracht habe, daß sie mir meinen Blick, mei-

nen Herzschlag, meinen Händedruck wiedergiebt — bis ich nicht meine ganze Seele an sie verschwendet habe, wie Pygmalion an die geliebte Natur — bis mein armseliges und doch wundersam schönes Leben nicht mit dem unendlichen Leben des Weltalls untrennbar zusammenschmilzt — bis dahin, Emy, ist mir die Natur nichts mehr, als das Sandkorn, das unter meinen Füßen liegt. Ja, ja! meine Seele muß ich freilich dransetzen! aber was thut's? gehe sie auf in ihren eigenen Flammen, bis sie dereinst Licht wird.

Gèdre ist ungefähr die Hälfte des Weges nach Gavarnie; bis dahin zeigte sich der Character des Hochgebirges von seiner malerischen Seite; jetzt kehrt er die schroffe heraus. Die Felsen werden immer kahler und kahler; ihre Wände schrägen sich ab, als wollten sie allmälig die Spitze vorbereiten; ab und an blitzt ein Schneefeld aus der Höhe herab, wie ein fremder Stern; eine ungeheure Masse zertrümmerter, und seltsam gethürmter Felsblöcke, le grand chaos, oder in der Sprache des Volkes la peyrada genannt, erzählt von unerhörten Convulsionen, welche in den Urzeiten diese Giganten erschüttert haben. Die Wasserfälle von Arroudet und von Ossonne bringen Bewegung in diese versteinte Welt. So gelangt man nach dem elenden Dörfchen Gavarnie. Ein weiter Felsenkessel umgiebt es, dessen Hinter-

wand, seiner Halbkreisform wegen, das Amphitheater genannt wird; der Gave de Pau fällt aus einer Höhe von 1266 Fuß davon herab, in Thau zerflatternd, wie der Staubbach im Lauterbrunnen-Thal. Wäre das Wetter günstig gewesen, so hätt' ich einen Anblick von seltner Erhabenheit gehabt, denn die Schneeberge der brèche de Roland und der tours de Marboré sollen in den phantastischen Formen von Mauern und Thürmen über dem Amphitheater sich erheben, doch sie waren mit dichten Nebeln umzogen, und schickten gar sturmgepeitschte Wolken voll Regen und Donner zu uns herab. Indessen kam das Gewitter nicht auf, und wir gingen zum Amphitheater. Bei solchen Staubbächen ist es natürlich nicht die Masse und die Fülle des Wassers, die überraschen kann, sondern nur ihre unstoffliche Geisterhaftigkeit. Wie ein Hauch, wie ein Flor, wehen sie von ihrem himmelhohen Felsen herunter. An dem lindesten Luftzug brechen sie sich in sanften Biegungen, wölben sich wie zarte Segel von Mousselin, wogen und wallen hin und her, wie Wölkchen im Abendwind, wie Locken beim Tanz, und gleiten endlich zitternd und geschmeidig bis zum Fuß des Felsens herab, wo sie dann ihr kleines Bett bereitet finden. Der Staubbach von Lauterbrunnen rieselt über einen grünen blumigen Hügel

weiter: die Kaskade von Gavarnie muß sich ihren Weg unter Schneebrücken bahnen. Ponts de neige nennt man diese Massen von Schnee, welche wie feste Gewölbe den Boden bedecken, so daß man auf ihnen gehen kann, und daß es ihrer Dauerhaftigkeit keinen Eintrag thut von dem Wasser unterminirt zu werden. Oben, zwischen den einzelnen Felsen und in ihren Spalten, haben große Gletscher sich gelagert, und langsam sickert das Wasser, das sie ausschmelzen wie eisige Thränen über das Gestein, sammelt sich unten, und zieht schmale schwarze Furchen durch den Schnee. Es war ein großartig winterliches Bild, so recht mit der vollen majestätischen Desolation des Winters, der jede selbstständige Regung der Natur in Fesseln und Banden schlägt, und nichts gelten läßt, als sein starres Gesetz. Die Felsen so gleichgültig, der Schnee so kalt, die Gletscher so frostig, der Himmel so grau, die Luft so hart — und der Wasserfall wie ein trüber Traum, nicht zu fassen und nicht zu überwältigen, rastlos vom Felsen gleitend, um ein gequältes Leben zu beginnen, so wie er die Erde berührt. Das ist Gavarnie — am ungünstigen Tage gesehen! ein großer Verlust! aber im Gebirg' muß man immer auf dergleichen Störungen gefaßt sein, und nun vollends in einem so regnerischen Sommer!

Den Rückweg nach St. Sauveur machten wir in drei Stunden, weil es bergab schneller geht, und um vier Uhr Nachmittags waren wir wohlbehalten wieder da, nur etwas erfroren, denn zuletzt windete und hagelte es heftig. Die Träger blieben trotz des bösen Wetters frisch und munter, und in beständiger Unterhaltung mit einander, wenn nicht mit mir. In einer Ruhepause kauerte sich die ganze Gesellschaft um meinen Sessel nieder, und der Eine bat mich, ihm zu erlauben, meine Schuh' anzusehen — es waren Gummi-Galoschen — denn er behaupte, sie hätten keine Nath, und sein Kamerad behaupte, sie hätten eine; und darauf hätten sie einen Franken gewettet, weil sie gar niemals so merkwürdige Schuh' gesehen. Ich zog einen aus; sie überzeugten sich von dessen Nathlosigkeit, und ich war ganz froh, daß sie doch nicht zu bedürftig wären, um einen Frank verwetten zu können. Der Weg ist übrigens so sicher, daß alle Welt ihn zu Pferde machen kann — wie denn auch ein allerliebstes zehnjähriges Mädchen ihn machte, immer mit ihrem Vater vor mir herreitend, während ich mich ganz träge schleppen ließ. Die Mädchen lernen heutzutag so enorm viel, und so Manches nur, um es wieder zu vergessen oder bei Seite zu legen, weshalb lernen sie nicht reiten? das kommt ihnen

doch für die Gesundheit zu gut, giebt ihnen grade Haltung und feste Hand, und nimmt ihnen eine gewisse Unbeholfenheit, die ihnen sehr leicht in Folge des ewigen Krummsitzens anklebt, und die der Tanzmeister nicht abstreift. Diese Kleine sah herzig auf ihrem grauen Pferdchen aus! ihre langen blonden Zöpfe hingen unter dem hellblauen baskischen Barett herab, und ihren Reitrock befestigte sie mit einer hellblauen Schärpe um den Leib. Sie hieß Annette, ihre Mutter war todt; der Vater trennte sich nie von ihr; wo er war, mußte sie auch sein, und von ihrem sechsten Jahr an hatte sie reiten gelernt, damit sie ihn auf seinem Landgut durch Feld und Wald begleiten könne. Wir machten in Gavarnie Bekanntschaft, und ich gestehe, Vater und Tochter, die ich sah, interessirten mich mehr, als Rolands Bresche, die ich nicht sah. Nach der Sage der Bergbewohner, hat sich Herr Roland mit seinem Streitroß auf die Felsenmauer geschwungen, die Frankreich und Spanien scheidet, und mit seinem Schwerte eine Bresche von 300 Fuß hinein gehauen, auf einen Schlag! — So gut wie mir die kleine Annette in ihrem etwas phantastischen Anzug gefiel, so sehr mißfiel mir, daß die Männer sich hier allgemein in einen ähnlichen werfen. Täglich sieht man große Cavalcaden bis zu 12 und 20

Personen, welche nähere und fernere Exkursionen durch Berg und Thal machen, und immer sind die Männer in einem gewissen fabelhaften Aufzug dabei, der vermuthlich vom suprême bon genre in den pyrenäischen Bädern ist, aber ihnen nichts desto weniger herzlich schlecht steht. Das baskische Barett sitzt gar nicht mit der gehörigen Nachlässigkeit auf ihren wohlfrisirten Haaren, und da sie an eine steife Cravatte gewöhnt sind, so nimmt sich der locker geknüpfte Foulard recht kläglich unvollständig um ihren Hals aus. Die rothe Schärpe, die aus Catalonien oder Aragon herüber gekommen, wissen sie nun gar nicht zu tragen! Die Spanier winden sie sich drei- oder viermal ganz breit und ganz fest um die Hüften, so daß sie ihnen Haltung giebt, und stecken Messer, Papiere, Taschentuch, Geldbeutel — Alles in sie hinein; es ist ein starker einfacher Gürtel. Aber die Elegants von St. Sauveur und Cauteretz legen die Schärpe einmal um den Leib, knüpfen sie auf der linken Seite zusammen, und lassen nun die langen Enden herabfallen oder nachflattern, so daß sie keinen Sinn mehr, und nur die verfehlte Bestimmung hat, ihren Inhaber schön zu machen. Sie kamen mir recht possierlich vor. Daß man sich auf einer Bergreise bequem anzieht und von der hergebrachten Tracht abweicht, weil sie

den Körper genirt, find' ich sehr natürlich; aber sich zu einer Landpartie aufzuputzen, wie Frauenzimmer zum Ball, das will mir nicht an Männern gefallen. Dazu kommt, daß sie gar nicht ihren Vortheil kennen, sobald sie sich in bunte Farben werfen. Ihre Züge, ihr Colorit, ihre Bewegungen passen nicht zu rosenroth und himmelblau und maigrün. Das ist für uns — und auch nicht für uns Alle. Bei einer sehr hübschen Frau mag man wol an eine Blume oder einen Colibri oder einen Schmetterling erinnert werden, und dahin passen die glänzenden Farben; aber um Gotteswillen ein Mann, bei dem man geneigt wäre an einen Paradiesvogel oder an ein Vergißmeinnicht zu denken — müßte doch warlich ein beklagenswerthes Geschöpf sein! und die Kleidung thut viel dazu. Ich finde die jetzige Tracht der Männer so prächtig charakteristisch, daß ich sie auf keine Weise für sie verändern mögte, was man auch gegen ihre unmalerische Form vorbringt. Ernst, dürr, phantasielos hat sie einen gewissen Zuschnitt von nothgedrungner, knapper Verständigkeit, mit der man grade in der Welt ausreicht. Unsre Tracht ist nicht minder charakteristisch, vergraben in ein Paar hundert Ellen Mousselin oder Tafft rollt man mehr einen Waarenballen, als eine Person durch die Gesellschaft, und Niemand

kann ahnen, was für eine Chrysalide in diesem Cocon verpuppt liegt, ja, ob überhaupt eine geflügelte Psyche drin eingehaftet sei. Es ist eine recht bequeme Tracht! —

Am andern Morgen hing das Thal voll dicker Nebel. Wir warteten zwei Stunden, ob es sich auflichten werde, umsonst! Ganz unentschlossen fuhr ich fort. Cauteretz und den Pont d'Espagne nicht zu sehen, that mir bitter leid; aber was half es, bei so ungünstigem Wetter hinzufahren? In Pierrefitte, wo sich der Weg nach Cauteretz von dem nach Lourdes trennt, regnete es heftig. Da faßt' ich einen Entschluß, und wir fuhren ganz aus dem Gebirg heraus, um in Pau besseres Wetter zu erwarten.

Pau ist reizend! das Land umher so reich, so warm, so anmuthig, lauter Hügel und doch eine große Ebene, und dazu eine Ansicht der Pyrenäen, wie in Bern der Alpen. Freilich verhalten sich jene zu diesen, wie Knaben zu Männern; ihnen fehlt der tiefe Ernst, die hohe Majestät, aber dafür haben sie eine gewisse kapriziöse Kühnheit in ihren Formen, die das Auge sehr fesselt, und eine jugendliche Grazie und Glut in ihren Umgebungen, die ganz hinreißend sind. Hätte ich nicht im September in Deutschland sein wollen, so hätte ich mich für einige Monate in Pau etablirt. Nun war ich

nur ein Paar Tage da, und grade zu der Zeit, als die Unruhen wegen des Recensement in Toulouse vorfielen. Man schien sehr gegen diese Maßregel der Regierung zu sein, und etwas Gehässiges und Mißgünstiges in ihrem Bemühen zu finden, eine gewisse Ordnung in die Art und Weise hineinzubringen, wie die Abgaben erlegt werden sollten. Daher kam mir vor, als suche man die Unruhen geringer darzustellen, als sie wirklich gewesen sind, und was mir am allermerkwürdigsten war: man fand das Benehmen des Präfecten, der davon lief — und des Generals, der die Unruhstifter demüthig bat: jetzt, da der Präfect davon gelaufen sei, mögten sie sich doch als zufrieden gestellt betrachten; — das fand man ganz in der Ordnung. Es waren sehr viel Reisende da, die in die Bäder gingen, meistens Franzosen, und aus allen Gegenden Frankreichs. Es wurde immer, an der Table d'Hôte, auf der Promenade, in Cafés von den Toulouser Unruhen gesprochen; aber ich hab' nicht gehört, daß man jemand anders getadelt hätte als die Regierung. Einmal saß ich bei Tisch neben einem recht verständig aussehenden Mann, und da denn auch die Rede darauf kam, so erlaubte ich mir, ihn zu fragen: ob es in der Stellung eines Präfekten nicht entehrend sei, vor einer Emeute davon zu laufen.

Gewiß, sagte er, o ganz gewiß! aber .... das Volk wollte ihn umbringen, und hätte es auch sicherlich gethan. — Ein Behaupten der Stellung in gewissen schwierigen Momenten, ein Feststehen quand même, scheint also kein nothwendiges Erforderniß für einen hohen Beamten in Frankreich zu sein. Als der Mann mit seinem langgezogenen „Mais" kam, schien mir seine Physiognomie gar nicht mehr verständig.

Pau war die Hauptstadt des Béarn, und das Schloß die Residenz des Landesherrn. Hier lebte Heinrich I., Graf d'Albret, König von Navarra, und die feine, geistreiche Margarete, „la reine des Marguerites." Hier gebar Jeanne d'Albret, ihre Tochter, den Knaben Heinrich, der damals, 1553, nicht die geringste Aussicht hatte, König von Frankreich zu werden. Hier lebte dieser Heinrich mit seiner Gemalin, Margarete von Valois — beide so verwickelt in Intriguen der Liebe und Politik, daß sie gegen einander die vollkommenste Nachsicht übten. Margaretens Memoiren sind erstaunenswerth, obgleich sie Sorge trägt, sich in einem wahren Heiligenschein darzustellen. Dieser Glorie widerspricht aber nicht blos ihr Leben, sondern auch der Umstand, daß sie von all den zahllosen und häufig sehr gemeinen Abenteuern ihres Gemals weiß, der sich

in allen schwierigen Fällen an sie wendet, und nicht blos ihre Nachsicht, sondern gar ihren Beistand bei manchen Begebenheiten mit ihren Hofdamen erbittet. Dann reitet er auf die Jagd, und wenn er Abends heimkehrt, ist die Sache abgethan. Einmal bittet er sie gar für eine Hofdame, die ihm ganz besonders am Herzen liegt, sie möge nochmals zu ihr gehen, und sie fragen, wie sie sich befinde; das nimmt sie denn endlich übel. „Les cent Nouvelles" sind nicht von ihr, sondern von der ersten Margarete: es sind Bearbeitungen der alten Fabliaux oder Contes pour rire, welche auch dem Boccaccio größtentheils den Stoff zu seinen Erzählungen gaben. Die Margarete war die Schwester von König Franz I., geboren 1492, in erster Ehe mit dem Herzog von Alençon und nach dessen Tode mit Heinrich I., König von Navarra, vermält. Sowol bei ihrem Bruder als bei ihrem Gemal hatte sie großen Einfluß, und bei den religiösen Streitigkeiten, welche grade damals anhuben mit voller Gewichtigkeit hervorzutreten, war sie eine erklärte Beschützerin des Calvinismus. Da dieser sich mit einer puritanischen Sittenstrenge darstellte, und da sie Alle bei sich aufnahm, welche sich zu dieser Kirche bekannten, und sonst keine Freistatt fanden, so ist es um so unbegreiflicher, daß sie Zeit und Lust behielt,

um sich mit ihren Fabliaux zu beschäftigen. Wenn man sich vorstellt, daß in der Gesellschaft häufig über die Bücher gesprochen wird, die grade an der Tagesordnung sind, und daß diese Bücher zum Theil den Ton wiedergeben, der die Gesellschaft beherrscht, so muß man sich etwas beklemmt durch denjenigen fühlen, der am Hof der geistreichen Königin von Navarra zu Pau Mode gewesen ist. In ihr Leben drang nichts davon hinein! sie lebte für Staatsgeschäfte, nicht für Liebesintriguen; sie war zu klug, zu scharfsinnig und zu umsichtig, um sich von Leidenschaft beherrschen zu lassen. Sie starb betrauert und verehrt auf dem Schloß Odos bei Tarbes, 1549. Ihr einziges Kind war Jeanne d'Albret. Das war ein Charakter! das ganze Leben aus einem Stück: Calvinistin und Mutter. Wie sie bei der Geburt ihres Sohnes ein bearnisches Volkslied sang, damit das Kind nicht im Leben von ihrer Klage empfangen werde; so war sie bis zum Ende standhaft, geduldig, unerschütterlich. Ihr Gemal war Herzog Anton von Vendôme, aus dem Hause Bourbon. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, 1555, wurde er König von Navarra, und er, wie die ganze Familie Bourbon, erklärte sich für die reformirte Kirche, hauptsächlich, weil die Guisen sich gegen sie erklärten. Beide Parteien rangen nach

dem Tode Heinrichs II., und während der Regentschaft Catharinens von Medici um die Obergewalt im Staat, und König Anton von Navarra ward als das Haupt der Calviniſten angeſehen, als die dumpfen Feindſeligkeiten, 1560, in wirklichen Bürgerkrieg übergingen. Während der Friedensunterhandlungen und Waffenſtillſtände, welche dieſe Kriege nur ſo lange unterbrachen, bis jede Partei wieder Athem geſchöpft hatte oder eines Vortheils gewiß zu ſein glaubte, begaben ſich die Häupter der Reformirten an Catharinens Hof, und dann ſuchte dieſe alles hervor, was ihr an Schmeichelei, Ueberredung und Bezauberung zu Gebot ſtand, um ſie zu gewinnen. Ihre ſchönen Hoffräulein, von denen ſie 150 um ſich hatte, mußten dabei die Hauptrolle ſpielen. Viele von ihnen waren calviniſtiſch; das war Catharinen höchſt gleichgültig, ſie kannte keine Art von Fanatismus, ſie ſagte höchſt gelaſſen, als nach der Schlacht von Dreux die katholiſche Partei gefährdet ſchien: „Eh bien! nous prierons Dieu en français.“ Aber das war ihr keineswegs gleichgültig, ob die Hoffräulein geſchickt genug waren, die calviniſtiſchen Herrn in ihrem Glaubenseifer zu dämpfen. Die drei Brüder Chatillon waren von reinem Gold; ihr Glaube war mehr Sache des Gewiſſens als der Politik; von ihnen prallten die

Amorspfeile ab, welche „l'escadron de la reine" ihnen zusendete. Bei den Bourbons war der Glaubenseifer so stark mit Ehrgeiz versetzt, daß dieser, nicht jener den Verlockungen widerstand. Prinz Louis von Condé, der Bruder Antons von Navarra, ließ seine Gemalin sterben aus Gram über seine Leidenschaft für Fräulein von Limeuil; aber seine Partei verließ er nicht. Und nicht weniger standhaft fand Fräulein von Rouet den König von Navarra, bis er 1562 starb. Jeanne d'Albret befaßte sich mit keiner Art von Intrigue. Ihr Schwager, der Prinz von Condé, trat jetzt als das Haupt der Reformirten auf, und erst als er 1569 in der Schlacht von Jarnac meuchlings ermordet wurde — erst da brachte sie ihren sechszehnjährigen Sohn ins Lager der Calvinisten, und der junge Heinrich von Navarra wurde als ihr Vorfechter betrachtet. Die Schlacht von Montcontour, welche blutig für sie verloren ging, gab den Katholiken Muth und Zuversicht; sie sannen auf völlige Unterdrückung, gar Ausrottung der Gegner. Man wollte sie an den Hof ziehen, schmeicheln, blenden, verderben. Heinrich von Navarra sollte Margarete von Valois heirathen. Aber Jeanne d'Albret ließ nicht ihren Sohn zur Zusammenkunft nach Blois gehen. Sie ging selbst. Sie wollte selbst die Besprechung und Ausgleichung der Interessen

übernehmen, bei denen die Wohlfahrt ihres Sohnes und ihrer Kirche gleich betheiligt war. Man hielt sie unglaublich hin mit Unredlichkeiten und Vorspiegelungen aller Art. Ueberdas wollte Margarete nicht ihren Sohn heirathen, denn sie liebte Heinrich von Guise. Carl IX. zwang ihn zur Vermälung mit Catharine von Clèves, so daß Margarete nicht länger darauf bestehen konnte, ihn heirathen zu wollen. Jeanne d'Albret schrieb 1571 an ihren Sohn aus Blois über Margarete: „Elle est belle et bien avisée, et de bonne grace; mais nourrie en la plus maudite et corrompue compagnie qui fut jamais." Dann über die Sitten: „Ce ne sont pas les hommes ici qui prient les femmes, ce sont les femmes qui prient les hommes." Dann über ihre eigene Stellung: „Vous pouvez dire que ma patience surpasse celle de Griseldis." Endlich, als man sich gesichert hielt, einen entscheidenden Schlag wagen zu können, kam die Verlobung zu Stande. Gleich darauf, am 9. Junius 1572, starb Jeanne d'Albret, deren Wachsamkeit man fürchtete, an Gift; am 18. August fand Heinrichs und Margaretens Vermälung statt; sie sprach kein Ja vor dem Altar, aber Carl IX. bog ihren Kopf mit seiner Hand, wie bejahend, herunter; am 24. August war die Bartholomäusnacht. Diesen Greueln und

dem Anblick des Uebertritts ihres Sohnes hatte der Tod Jeanne d'Albret enthoben. D'Aubigné, Heinrichs Stallmeister und treuer Waffengefährte, sagt von ihr in seinen Memoiren: „Cette reine n'avait de femme que le sexe; l'ame entière aux choses viriles, l'esprit puissant aux grandes affaires, le coeur invincible aux adversités." Ist das nicht prächtig? der Charakter sowol als dessen kurze bestimmte Zeichnung? Dies Herz „invincible aux adversités" mögt' ich gar gern auch haben.

Jene Zeiten, jene Menschen, jene Bilder, machten mir Pau doppelt interessant. Der König Louis Philippe läßt das Schloß herrlich herstellen. In der Revolution ward es verwüstet und ausgeplündert, dann zwanzig Jahr Kaserne. Die Restauration geschieht im Renaissance-Styl, so wie es in den Tagen Heinrichs und Margaretens gewesen, mit reichem Schnitzwerk und Vergoldung. In den Cassetten der Plafonds ist überall die Chiffer H. und M. angebracht. Nach Ueberbleibseln von zertrümmerten Kaminesimsen hat man neue mit denselben Arabesken in weißem Marmor gefertigt. Das ganze Meuble des Schlosses, Stühle und Tische, Spiegelrahmen und Kronleuchter, bekommen jene reichen prächtigen Formen und jene zierliche Ausarbeitung, welche dem Styl der Renaissance eigen ist,

und ihn von dem schwülstigen und bauschigen Rococo des achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet. Man ist noch mitten in der Arbeit, aber vollendet wird das Schloß von Pau wie eine köstliche Reliquie von seinem grünen Hügel herabstrahlen. Auch die Lage ist reizend: unmittelbar an die Stadt gelehnt, von Bäumen umgeben, die tieferliegende Vorstadt am Gave beherrschend, mit der buntesten Aussicht auf Land und Gebirg, und durch eine sehr hübsche Promenade mit einem Eichwald verbunden, der zu Heinrichs Zeiten ein Park war, worin er jagte, und der jetzt die anmuthigsten Spaziergänge bietet. In einem Saal des Schlosses wird Heinrichs Wiege gezeigt. Es ist eine Schildkrötenschaale, die auf einer Art Bahre von blauem Sammet, mit goldnen Lilien gestickt, zwischen Fahnen hängt, welche die Wappen von Frankreich und Navarra tragen. Da hat das Bübchen drin gelegen, das ein so großer König werden sollte — oder auch nicht drin gelegen, denn so wie er geboren war, nahm sein Großvater ihn in seinen Schlafrock, zeigte ihn dem Volk von Béarn, und gab ihm statt der Ammenmilch Wein zu trinken, damit er ein tüchtiger Mann werden möge. Vielleicht ist dies nur eine Paradewiege gewesen. Daneben stehen zwei magnifique Vasen von Porphyr, und zwei eben solche Tischplatten, von

denen die eine in der Art des florentinischen Mosaik eingelegt ist. Der König von Schweden hatte sie kürzlich seiner Vaterstadt Pau geschenkt. Sie sind von schwedischem Porphyr. In einem Hause neben der Mairie ist König Carl Johann geboren; aber der Eine zeigte dieses und der Andere jenes, so daß ich nicht weiß, in welchem. Seine Wiege wird schwerlich eine Schildkrötenschaale, sondern ganz gewöhnlich gewesen sein, aber der Knabe, der darin lag, war doch zu noch merkwürdigeren Schicksalen bestimmt als Heinrich von Béarn. Das sind keine alltägliche Gaben und Fähigkeiten, die in unsern Tagen aus einem dunkeln Bürgerhause auf den Thron führen und dort erhalten. Bernadotte hat verstanden, was Bonaparte nicht verstanden hat. Seine Namensverwandten existiren noch hier, und in ganz kleinen Verhältnissen. Einer unsrer Tischgenossen bekam einmal grade während des Speisens ich weiß nicht mehr was für einen Zettel, den ein Thorschreiber Bernadotte unterschrieben hatte. Es muß doch ein königliches Gefühl sein, von da ausgegangen und auf dem Thron von Schweden angelangt zu sein. Solche Carriere zu machen ist der Mühe werth! Mit Gold und Purpur das graue Leben aufzufärben, das sich in stiller Alltäglichkeit vor einem ausdehnte, muß eine unerhörte Befriedigung

gewähren, nämlich die: daß alle Kräfte und Talente in der höchsten Anspannung und Bewegung gewesen, deren sie fähig sind. Das ist, däucht mir, der unlösbare Zauber, der magnetisch den Ehrgeiz, den Ruhmdurst in ihrer stürmisch bewegten Sphäre festhält. Man sagt: solche Menschen wären oft sehr unglücklich. Nun ja! was thut's? und wer ist denn glücklich, ewig und dauerhaft und ganz unwandelbar? so einen hat die Welt noch nicht gesehen, und wird ihn auch nicht sehen, denn sie ist nicht darauf eingerichtet. Aber ich wüßte nicht, weshalb jene Menschen unglücklicher als andre sein sollten. Sie leben ja mehr, reicher, vielseitiger, ausgebildeter, kräftiger, strebender; und da wir geboren werden, um zu leben, so muß das Bewußtsein, unsrer Bestimmung zu entsprechen, uns die höchste Befriedigung gewähren. Es giebt vegetabilische Naturen; die bleiben auf ihrem Platz, und sind da ganz und gar an ihrem Platz, so daß sie recht nett Wurzel fassen, treiben, blühen, Früchte tragen können; die werden beständig meinen: weil sie es so weit gebracht hätten ohne sonderliche Anstrengung und Unruh, so sei das Erreichen eines Zieles die Krone des Daseins. Die strebenden Naturen sind ihnen peinlich, denn die bleiben nicht im Gleise, die zerfahren die gute, glatte, sichre Chaussee, und ihre Atmosphäre ist Wirbelwind;

zuweilen brechen sie den Hals, zuweilen das Herz, zuweilen fahren sie auf, zu Thronen, zu Kronen, gen Himmel, in die Unsterblichkeit. Ohne Kampf, ohne Rastlosigkeit können sie das freilich nicht bewerkstelligen; und da sprechen dann jene aus ihrem still behaglichen Winkel heraus: Gott, was ist der Mensch unglücklich, was schafft er sich für Leid und Qual. Und der spricht seinerseits: Wie beklagenswerth sind die, welche auf ihrer Scholle oder hinter ihrem Ofen hocken müssen. Will man durchaus vom Unglück eines Menschen reden, so muß man das in ganz bestimmter Weise thun und sagen: Er hat Unglück im Spiel, oder in seiner Carriere, oder bei Frauen, oder auf der Jagd, oder in seinen Projecten, oder sonstwo. Aber: er ist unglücklich — kann man im Grunde von Niemand sagen, den man nicht bis in die innerste Seele hinein kennt; also kaum von sich selbst.

Pau ist nicht groß, hat nur 13,000 Einwohner, ist aber stattlich gebaut und sieht dennoch gar nicht todt aus. Ich weiß nicht, woran es liegt, daß es eine Ausnahme macht, und nicht, wie die übrigen alten, nach größerem Zuschnitt und stolzeren Zuständen erbauten Städte, unbelebt aussieht. Sind es die Fremden, die sich gern längere Zeit aufzuhalten pflegen? oder die vielen Durchreisenden, die aus dem

nördlichen Frankreich nach dem südlichen und in die Pyrenäen gehen? oder ist Pau ein Mittelpunkt zwischen dem Gebirg und dem ebenen Lande, wo die Bewohner beider Regionen Gelegenheit finden, sich in ihren Interessen zu begegnen? Genug, es sieht sehr munter aus, hat ganz hübsche Magazine, Menschen auf den Straßen, belebte Marktplätze, gut gehaltene Häuser, volle Gasthöfe, und dabei gar nicht die Flachheit, welche eine kleine Stadt leicht annimmt, wenn sie einzig vom Verkehr mit Fremden sich ernährt. Das Landvolk nahm einen eben so großen Platz in dem Bilde ein, als die städtische Bevölkerung; und hatte ich jenes am Morgen Handel und Wandel treiben, und auf die Mirakel eines Marktschreiers und einer Marktschreierin gespannt horchen hören, so konnt' ich am Abend diese auf der place royale versammelt sehen, wo Militairmusik unter himmelhohen vierfachen Alleen spielte. Dieser Platz ist nur auf drei Seiten mit Häusern umgeben; die vierte ist frei, der Erdboden fällt schroff und tief herab, eine steinerne Brustwehr ist gezogen und verwandelt den Platz in eine große Terrasse, von wo man die lieblichste und wechselvollste Aussicht hat. Denn das Auge gleitet vom Gave de Pau, der unten durch die Vorstadt fließt, in die üppige Ebene hinein, dann aufwärts zu dem Höhen-

zug des Jurançon, bedeckt mit Weinbergen, Gärten und Landhäusern, und dann von Stufe zu Stufe das blaue Gebirg empor, bis zum Pic du midi, der steil wie eine Pyramide aufwärts steigt und sich oben wie eine Schlangenzunge in zwei Spitzen spaltet. Das ist der eigentliche Herr vom Béarn; ihn sucht und findet immer der Blick. Zwei Söhne der Pyrenäen lernt' ich in Pau kennen, in dem Moment, der ihrer Liebenswürdigkeit am günstigsten ist; nämlich zwei Bären in früher Jugend, der eine blond, der andere braun. Die Bärenmutter war droben in den Bergen getödtet, und ihre Brut gefangen. Nun trug ein Mann sie unter den Armen, wie ein Paar dicke Möpse, ohne Maulkorb, und ich durfte die wilden Bestien streicheln. Sie haben drollig plumpe Bewegungen, in der Art, wie junge Jagdhunde, und ich stand zwischen all' dem Volk auf der Straße, und lachte über ihre Possierlichkeit, — auch wie das Volk. Als ich fortging, wunderte ich mich recht, was alles für Gegenstände ich mit Interesse ansehen kann: Murillos, den Himmel, das Menschenantlitz, junge Bären — Alles, was es zu sehen giebt, und wirklich in dem Augenblick, wo ich es sehe, mit großem Vergnügen. Ich hab' eine rechte Volksnatur, gaffen und nicht arbeiten, das ist mein liebstes Leben; und die Fähigkeiten,

welche das Volk vorzugsweise hat, Gedächtniß und Phantasie, hab' ich ebenfalls. Bei der Marktschreierin waren wir zuvor auch still gestanden. Es war eine Dame im rothen Rock und schwarzen Spenzer, und ich hielt sie zuerst für eine Marketenderin, aber der grüne Schleier an ihrem schwarzen Filzhut gab ihr einen unsoldatischen und prätentiösen Anstrich. Sie stand in einer zurückgeschlagenen, mit zwei Pferden bespannten Kalesche, mutterseelenallein, und schrie Zeter. Die Thiere hätten mit ihr durchgehen können! Es war unmöglich, auch nur eine Sylbe zu verstehen; sie sprach Patois. Ich wußte nicht, welchen Wunderbalsam für alle Krankheiten, welche Schönheitsessenz für alle Häßlichkeiten sie verkündete und pries. Endlich fing sie an, gedruckte Zettel zu vertheilen, und da las ich denn mit großem Erstaunen, daß es die edle Schreibekunst war, welche sie sich anheischig machte, in wenig Lectionen den Schülern beizubringen. Das ist aber nichts! die Wunderdinge, welche man *nicht* in der Schule lernen kann, gehören ins Bereich der Marktschreier, und es ist wirklich traurig, zu sehen, wie alle Erscheinungen von ihrem ursprünglichen Charakter abweichen, und sich mit allen möglichen fremdartigen Elementen vermischen, so daß ihnen ihr originelles Gepräge verloren geht; gar der Marktschreierei. Das kommt

mir vor wie jene Versuche, Kranke dadurch vom Tode zu retten, daß man das Blut aus den Adern eines Gesunden in ihre Adern überführt.

Ach, die alten Grafen von Béarn müssen ein herrliches Leben gelebt haben, da oben auf ihrem Schloß. Heutzutag ist das Schloßleben ohne Nerv und ohne Poesie. Das fühlen auch die, welche es führen, und suchen sich nach Kräften davon loszumachen, gehen im Sommer in Bäder, im Winter in große Städte, reisen so viel wie möglich, und wenn sie durch Geschäfte und Verhältnisse festgehalten werden, so gähnen sie, dieser unbefangen, jener verstohlen, und ermuntern sich nur durch den Gedanken, daß ihre Pflicht oder ihr Beruf sie bindet. Früher war das Schloßleben ein Strom, der alle kleine Bäche in sich aufnahm, und der Bewegung an seine Ufer brachte. Jetzt ist's ein Teich, der häufig trocken liegt, weil die Bäche, die ihn ernähren könnten, Mühlen zu treiben und Fabriken in Bewegung zu setzen haben. Durch äußern Zufluß ist übrigens auch nichts zu bewerkstelligen, sobald ein inneres belebendes Princip fehlt. Und im Schloß ist kein Leben! nichts von dem, was die Welt bewegt und anregt, kommt von dort! macht sich eine Lebensäußerung fühlbar, so ist es fast immer die des absoluten Widerstandes, selten der Reaction! Aber der

kahle Widerstand lähmt die Bewegung, und versteinert die Gesinnung, so daß zugleich Mangel an Verständniß und an Thatkräftigkeit eintritt. Dem Einzelnen, der diese Existenz führt, mag sie nicht immer in ihrer steifen Gestalt erscheinen, besonders wenn ihm daran liegt, sich über sie zu täuschen. Und dann hat der Einzelne auch so viel tausend kleine Interessen des Augenblicks, die ihn spannen und bewegen, und wird durch seine individuellen Verhältnisse dermaßen in Athem gehalten, daß er nur in seltnen Fällen und Momenten darüber zum Bewußtsein kommen mag. Wer aber unbefangen jene Zustände betrachtet, dem wird ihre Mangelhaftigkeit bald fühlbar — und je nachdem seine Gesinnung ist, thut's ihm weh, oder es freut ihn. Mir thut's weh. Man sagt zwar, jetzt sei es besser, denn die Zeit sei im Fortschritt begriffen. Ach, Fortschritt! dazu gehört eine höhere Entwickelung! Ist denn der Herbst ein Fortschritt der Natur zu nennen, weil er später kommt als Frühling und Sommer, und statt grüner Blätter gelbe hat? Oder das Alter ein Fortschritt im Menschenleben, weil es rothe Wangen blaß macht, und an die Stelle kräftiger Zuversicht kränkelnde Besonnenheit setzt? Und warum soll dies Uebergehen aus einer Epoche in die andere in der Weltgeschichte unbedingt Fortschritt

heißen, da es in der Natur und im Individuum doch nur unter gewissen Bedingungen so genannt werden darf?

König Louis Philippe wird das Schloß herrlich ausbauen. Dann wird einmal einer seiner Söhne dahinkommen, Reden hören, Reden halten, Soldaten die Revue passiren lassen, ein Diner einnehmen, eine Nacht im Zimmer der Königin Margarete schlafen, und sehr befriedigt weiter reisen. Ob irgend jemand außer dem Präfekten, dem Maire, dem Kastellan und den Truppen sich um die Anwesenheit des Prinzen gekümmert, ob jemand ihn gesehen, ja, nur gewünscht hat, ihn zu sehen — das ist sehr fraglich. So sind jetzt die Zeiten, und nicht etwa nur in Pau. Als Heinrich von Béarn geboren war, kam das Volk in Schaaren aus Thal und Gebirg zur Stadt und begehrte das Kind zu sehen, das lange erwartet und ein Knabe war; denn Jeanne d'Albret war mehre Jahre kinderlos vermält, und ihre Eltern hatten nie Söhne gehabt. Nun war's denn endlich ein Knabe! und da des Menschen tiefstes Bedürfniß nun einmal ist: Zuversicht fassen zu dürfen; — und da der Charakter des Mannes mehr Bürgschaft für dieselbe zu leisten scheint, als der des Weibes: so war die Freude doppelt groß. Und später, wenn Jeanne d'Albret

mit ihrem Knaben auf dem Arm im Schloßgarten ging, so drängte sich das Volk herzu, die Männer zogen den Hut, die Greise riefen ihr Segenswünsche zu, die Weiber knieten vor ihr nieder und bewunderten ihr Kind, und zeigten es ihren Kindern. Und darum, mein' ich, müssen die alten Grafen von Béarn ein herrliches Leben da oben geführt haben. Das ist nun aus und vorbei, und kommt nie wieder. Nie wieder! welch' ein trauriges Wort .... sogar, wenn es sich auf die alten Grafen von Béarn bezieht, um die man sich doch nicht das geringste Herzeleid zu machen braucht. Es fällt einem nur gleich so Manches ein, das auch nie wiederkommt! Man muß lieber an die materiellen Zustände denken, an den kräftigen, muntern Menschenschlag, der in seiner gasconischen Mundart — welche ich leider gar nicht verstehen konnte — zuweilen recht treffende und possierliche Sachen sagen soll; an die guten Weine, die ich leider nicht trinke; an die vortrefflichen Früchte, die ich leider nicht esse; dabei kann man, wenn man den guten Willen dazu mitbringt, wieder einigermaßen munter werden; denn für die Prosperität des Menschengeschlechts ist's viel wichtiger, daß es Weine vom Jurançon und Bayonner Schinken giebt, als daß gewisse Zustände kommen, ihre Zeit dauern, gehen, und dann nie wieder

kommen. Vor meinem Zimmer im Gasthof lag eine stille abgeschlossene Terrasse, auf welche außerdem kein einziges führte. Da hatt' ich mein Reich allein, zu meiner Freude! die Gasthofgemeinschaft ist mir zuweilen fürchterlich lästig. Spät Abends ging ich da auf und ab. Eine tiefe Schlucht, welche wie das Bett eines Waldbaches aussieht, zerreißt die Stadt in zwei, durch eine hohe Brücke verbundene Theile, und auf sie ging die Terrasse hinaus. Gärten und Bäume klettern an der andern Seite der Schlucht empor, und an ihrem Rande ziehen sich die Häuser hin, hohe, dunkle, steinerne Häuser, in denen die einzelnen erhellten Fenster mich sonderbar geheimnißvoll ansahen. Solche einzelne Lichter am späten Abend erzählen mir Wundergeschichten, und sehen Sie, Emy! wenn ich mir den ganzen Tag gepredigt und mich recht in die Vorstellung hineingewickelt hatte, daß die Menschheit nichts so nothwendig zu ihrer Wohlfahrt brauche, als materielle Prosperität, die mir durch Bayonner Schinken herrlichst repräsentirt scheint — und wenn ich dann Abends auf meine Terrasse ging, und die kleinen flimmernden Lichter beobachtete, so mußt' ich sagen: Es ist aber nicht wahr! mit dem Segen der behaglichen leiblichen Existenz ist's nicht genug! den Segen der Arbeit, den Segen der Häuslichkeit, den

Segen mühevoller in Sorg' und Thränen — oder süßer in Freud' und Liebesglück durchwachter Nächte, den Segen rastloser Thätigkeit, den Segen geistiger Entwickelung und Ausbildung — Alles, was jene Lichter bescheinen, braucht der Mensch ebenso nothwendig, als das tägliche Brot, und viel nothwendiger, als Bayonner Schinken; und hat wol Jeder da drüben das, was er braucht? — Mir kommt vor, als erfülle das Schicksal unsre Wünsche häufig so, als ob es in demselben ein Wörtchen mißverstanden hätte, z. B. statt früh, spät; statt jetzt, einst; statt geben, nehmen. Von diesen kleinen Mißverständnissen mit dem Schicksal könnten solche späte einsame Lichter viel erzählen — und das macht sie mir interessant, wie beredte Augen über einem festgeschlossenen Mund.

Jene Häuser sahen übrigens bei Nacht anmuthiger aus, als bei Tage. Außer dem Hôtel de Gontaud — Hôtel nicht in seiner demokratischen Gasthofsbedeutung, sondern in der ursprünglichen aristokratischen, gastfreien, Haus bedeutend — ist mir keines durch irgend eine Originalität aufgefallen, und jenes auch hauptsächlich wegen der Bäume, die eine melancholische Düsterheit im Hof verbreiteten. Die Namen Gontaud, Grammont, Guiche, welche unter Ludwig XIV. zur Blume des Hofadels gehör-

ten, stammen aus der Gascogne, und waren hauptsächlich mit und durch Heinrich IV. an den Hof und nach Paris gekommen.

Die einzigen schönen Tage des Sommers verbrachte ich in Pau. Sie waren so schön, daß ich plötzlich wieder Vertrauen zu ihnen faßte, und in's Gebirg zurückreiste — nach Cauteretz. Ich liebe solche kleine Kreuz- und Querzüge weit mehr, als hintereinanderfort, ohne andre Nothwendigkeit als die der räumlichen Nähe, Exkursionen zu machen. Es ist freilich Zeitverschwendung! aber ich muß gestehen, daß ich die kostbare Veranstaltung Zeit gar nicht gehörig zu würdigen weiß, und mich immer mit oder in ihr benehme, als sei sie ein Stückchen von der Ewigkeit. Und so ging es denn getrost den Weg zurück, den wir gekommen waren. Das war wirklich ein großes Glück! damals sündflutete es dermaßen, daß man nichts sah, als die Häuser und Bäume an der Chaussee — diesmal, eine der herrlichsten Landschaften in den ganzen Pyrenäen! der Weg geht immer die baumbewachsenen Ufer meines geliebten Gave de Pau entlang, bald auf der einen, bald auf der andern, und während man zur Rechten das Gebirg mit seinen höchsten Spitzen, dem Vignemale, dem Marboré, der Brèche de Roland hat, entwickeln sich, durch die vielfachen Wen-

dungen des Gave, neben jenen fernen großartigen Bildern, in der Nähe äußerst liebliche, — von der Wallfahrtkirche zu Betharam mit ihrer kühnen epheubewachsenen Brücke, bis zu dem Schloßberg von Lourdes, von wo man in's Thal von Argelès, und in die Schluchten sieht, in die es sich im Hintergrunde spaltet, und die jede durch einen Schneeberg geschlossen wird. Ich kenne nichts Anmuthigeres, als bei schönem Wetter durch eine schöne Gegend rasch und leicht dahinzurollen! es ist ein Vergnügen, dessen ich nie überdrüssig werde, und das ich in jeder Stimmung wie eine Wohlthat empfange. Manche Personen lesen, schreiben gar im Wagen, ich nicht. Ich denke nicht einmal, ich schreib' auch nicht, ich phantasire nur. Ich fühle mich leicht wie der Vogel, der seine kapriziösen Züge durch die Luft macht, und dabei von einer gewissen besinnungslosen Heiterkeit ist — die sich übrigens viel mehr für den Vogel, als für den Menschen schickt: das geb' ich zu! aber der arme Mensch kann wirklich nur heiter sein, wenn er sich nicht besinnt. Besinnt er sich, so mag er fröhlich werden, wenn er Ursach zur Freude hat, oder lustig, wenn er vergessen und verbergen mögte, daß er sie nicht hat; aber mit der klaren himmelblauen Heiterkeit, mit dieser Aetherfärbung der Seele ist's vorbei. Lieder mach' ich wol zuwei-

len im Fahren — auch wie der Vogel, ohne Worte. — Von Pierrefitte geht die Chaussee nach Cauteretz, Anfangs in scharfen Rampen aufwärts, und dann immerfort stark steigend in einer ziemlich engen Felsenschlucht. Doch sie ist freundlicher, milder, als die nach St. Sauveur. Schöne Buchen und Linden beschatten den Weg und schmücken die Felswände. Eilf Brücken sind in kühnen sichern Bogen über den Gave geschlagen, der unten braust. Die eine heißt Pont de Diable, und ein schöner Wasserfall, der von den Gletschern des Pic de Viscoz herabkommt, donnert unter ihr fort. Endlich erweitert sich die Schlucht zu einem Becken, und auf grünen Wiesen, von Wasserfällen umrauscht, von Bächen umrieselt, zwischen zerstreuten Bäumen, 2900 Fuß über dem Meer, liegt der kleine Flecken Cauteretz, der jetzt das besuchteste Bad der Pyrenäen ist, und mehr Kranke aufnehmen kann, als Barèges und St. Sauveur zusammen. Zur Zeit der Königin Margarete — der Schwester von Franz I. — hatte es bereits große Berühmtheit, und die Source de la Reine hat von ihr den Namen empfangen. Einmal gerieth sie dort in große Gefahr. Es war im September, als ungeheure Wolkenbrüche dermaßen die Bäche und Ströme schwellten, und das Thal überschwemmten, daß die Badegäste weder in

den Häusern bleiben, die unter Wasser standen, noch aus den Bergen heraus konnten, weil jeder Weg unwegsam, und jeder Bach ein reißender Strom war. Sie mußten Umwege machen, sie verirrten sich in den Wäldern; Einige wurden von Räubern ausgeplündert, Andre von Bären gefressen. Die Spanier kamen noch am schnellsten über das Gebirg nach Haus; aber die Franzosen mußten durch Aragon und dann durch's Roussillon ihren Heimweg suchen. Das erzählt sie selbst. Jetzt ist die Saison in Cauteretz im August zu Ende. Es scheint mir sehr unbequem, daß die sämmtlichen zehn Heilquellen alle mindestens eine halbe Stunde vom Flecken, und zum Theil auf hohen und steilen Bergen liegen. Bei gutem Wetter ist die Beschwerde nicht groß, sich dahin tragen zu lassen; doch wenn es regnet, geben die leichten Tragsessel keinen genügenden Schutz. Das Thal von Cauteretz sieht recht munter aus, hauptsächlich durch die verschiedenen Wasserfälle, die Gruppen von Hügeln und Felsmassen um sich versammeln; doch sie verschwinden alle! alle! vor denen im Thal von Jéret! Da ist der sogenannte Pont d'Espagne, der seine ganze Berühmtheit verdient, und der schönste Wasserfall ist, den ich vielleicht je gesehen habe. Nichts hat mir in den Pyrenäen so gefallen als er. Es war

ein kristallner Morgen am 21. Julius, der Himmel Azur, das Gebirg Diamant, und der Vignemale mit seiner Schneekrone von ich weiß nicht welchem unirdischen Licht bestrahlt. Wer nicht im Hochgebirg gewesen ist, weiß nicht, was für ein reiner Goldglanz um die höchsten Spitzen unsrer grauen Erde schwebt, und welcher Verklärung sie fähig ist, und in welchen stolzen edlen Formen sie zum Himmel aufstrebt. Ja, Alles was zum Himmel aufstrebt wird schön, und verklärt sich eben durch dies Bestreben. So ein Morgen, so ein Anblick, geben mir Flügel und Richtung. Dann bin ich nicht mehr der Vogel, der sich besinnungslos von den Lüften tragen läßt; nein, dann weiß ich sehr gut was und wohin ich will; ich will auch hinauf, o! nur hinauf, sonst nichts, aber das gewiß! — Ich ritt, der Weg ist unausgesetzt sehr steil, und dadurch beschwerlich, doch nicht im mindesten gefahrvoll. Zum Aarfall von der Handeck im Berner Oberland ist zuweilen der Pfad so schmal, daß ich, wenn ich die Augen niederschlug, senkrecht vom Pferd herab in den Abgrund sah, und daß meine Füße immer darüber schwebten. Thut da das Pferd einen Fehltritt, oder macht man eine lebhafte unvorsichtige Bewegung, so kann es einem übel gehen, denn es ist da kein andrer Platz zum fallen, als in die Aar hin-

unter. Doch hier, so extravagante Beschreibungen von den Schrecknissen des Pfades man auch lesen möge, hier müßte man ganz besondres Unglück haben, um in den Gave zu stürzen. Eine halbe Stunde braucht man, um von Cauteretz nach la Raillière zu kommen; das ist die berühmteste und wirksamste Quelle, über die ein schönes Badehaus mit Marmor bekleidet und mit 24 Badezimmern erbaut ist. Von der Terrasse präsentirt sich der Wasserfall von Laitour sehr gut, der im Hintergrund das Thal von Cauteretz schließt. Nun biegt man mit einer plötzlichen Wendung in den Val de Jéret hinein, und nun stürzt einem dessen Gave in ununterbrochenen Kaskaden über ungeheure Felsblöcke ganz außer sich entgegen. Solche Vehemenz hab' ich nie gesehen! Fall auf Fall, und einer immer senkrechter als der andre! wie der Blitz die Wolke zerspaltet und dann in ihr verschwindet, so reißt sich der Gave durch die Felsblöcke durch, und schießt in die Tiefe hinab, so daß er momentan dem Auge verborgen bleibt. Ach, da muß er untergehen — denkt man. Mit nichten. Da unten faßt er sich, sammelt sich, schickt als Gruß, als Beweis seines Lebens eine flimmernde Wolke von Thau und Nebel herauf, und kommt wie ein Taucher aus der Tiefe, ungebrochen und muthvoll zu neuem Wagniß,

wieder zum Vorschein. In der Cascade de Mahourat ist er noch nicht in seiner vollen donnernden Kraft; aber bei der Cascade du Cerizet überrieselte mich der Schauer der Bewunderung, der mich selten ergreift, doch alsdann so, daß aus diesem Gemisch von Entsetzen und Entzücken eine ganz überwältigende Emotion wird. Nicht, als ob ich Lust hätte in Ohnmacht zu fallen! O nein! wie könnte man wol einer so maßlosen Fülle des Lebens gegenüber sich um das Bewußtsein des eignen Lebens bringen lassen? Nein! recht göttlich und unsterblich fühl' ich mich, und wenn nicht jener gebieterische Instinkt wäre, der mich an's gebrechliche menschliche Dasein fesselt, so könnt' ich mich in voller Seelenfreude in diesen titanischen Strudel hineinstürzen. Wir stiegen von den Pferden und gingen auf einen Felsenvorsprung, der etwas abhängig und ganz mit sammetweichem Moos bedeckt ist, und von dem man grade in die Tiefe, aber nicht bis auf deren Grund herabsieht. Ein Paar wunderschöne Tannen haben ihre mächtigen Wurzeln um das Gestein geschlagen, und wehen mit ihren breiten dunkeln Aesten wie mit traurigen Siegesfahnen über einem Heldengrab. Einer dieser Tannen warf ich mich in die Arme; ich umschlang sie, und dankbar für mein Vertrauen hielt sie mich fest, und ließ mich nicht hinabgleiten.

Der Gave kam an, taumelnd, schäumend, bäumte sich hoch auf wie ein Roß, und that den gewaltigen Sprung in die Tiefe. Da verschwand er; es donnerte nur hinter ihm drein. Athemlos bog ich mich nach vorn, über den Rand des Felsens, um zu erspähen, was mit ihm geschieht. Umsonst! ich sah nichts! denn eine schwebende Flut, wogend und wallend wie Wellen, steigt in rastloser kräuselnder Bewegung aus dem Abgrund auf, und deckt mit ihrem Schleier von feuchtem Staub die gewaltigen Geheimnisse zu. Einzelne Wölkchen lösen sich von ihr ab, wirbeln höher, fallen in kristallnen Tropfen auf das Moos, hängen sich an die dunkeln Nadeln meiner Tanne, und die Sonne verwandelt sie in Tausende von kleinen Prismen. Aber ein wunderschöner Regenbogen spannt sich wie eine Geisterbrücke über den schauerlichen Schlund. Das war wirklich von ganz überirdischer Schönheit! ich dacht' an eine Seele, die mit Schmetterlingsflügeln aus dem dunkeln Tode freudig aufwärts fährt; ich dacht' an die Liebe, die wie eine Glorie alle Finsternisse des Daseins verklärt; ich dacht' an ein treues Herz, das sich zitternd und feurig mit all' seinen Gluten auf die Stätte wirft, wo ihm ein geliebtes verloren oder untergegangen ist. O, ich dachte nur Schönes, und wo wäre der Unselige, der hier etwas Andres,

als Schönes denken könnte. Dieser reizende, feenhafte Schleier, silbern, mit Diamanten übersät, und mit dem buntfarbigen Bande des Regenbogens gleichsam zusammengehalten, sieht unbegreiflich phantastisch aus: Giganten ringen mit einander im verzweiflungsvollen Kampf; und Elfen werfen lächelnd ihre Gürtel in die Arena. Giebt's in Gastein auch solche Bilder von Schönheit erster Ordnung, solche Murillos der Schöpfung, liebe Emy? Und nun die Musik zu diesem Bilde — wie sie mich erquickt! wie sie mir die Nerven stählern macht! so muß die Musik einer Schlacht sein: da denkt auch Keiner an Furcht und Gefahr, nur an Sieg. — Ich wollte gar nicht fort. Der Führer versicherte, es kämen noch mehre, eben so schöne Wasserfälle, und endlich der vom Pont d'Espagne, womit dieser gar nicht zu vergleichen sei. Ganz ungläubig und ganz betrübt riß ich mich von meiner Tanne los, und ich muß sagen, daß es dem Geschmack des Führers keine Ehre machte, wenn er wirklich die Wasserfälle von Bouffé und vom Pas de l'Ours eben so schön findet, als den von Cerizet. Pas de l'Ours hat deshalb seinen Namen, weil ein Bär und ein Hund hier ein Treffen sich geliefert haben, und endlich beide in den Gave gestürzt sind. Es war aber ein rechtes Glück, daß jene beiden Wasserfälle

mich nicht sonderlich überraschten und fesselten; denn der Pont d'Espagne hätte alsdann unmöglich von noch größerer Wirkung sein können. So wie dieser Val de Jéret ist, scheint er ausdrücklich dazu gemacht, um die Emotion immer vibrirend zu erhalten, und sie nie in Abspannung übergehen zu lassen. Dadurch ist er sehr einzig, das glauben Sie nur! es giebt fast keine Gegend, die nicht im Bereich von wenigen Stunden neben den höchsten Schönheiten ihre matten Momente aufzuweisen hätte, und zwar so matt, daß man ganz kühl gegen sie wird. Es ist mit ihnen wie im Leben: neben der Hymne wird ein Gassenhauer gesungen. Nicht so im Val de Jéret, der ist von Anfang bis zu Ende ein Hohes Lied zu Gottes Ehren. Welche grandiose Harmonie, welche erhabene Modulationen werden da von unsichtbaren Chören ausgeführt! Wohl dem, dem davon ein Ton, eine Note, ein Akkord in die Seele fällt, und darin haften bleibt. Er wird ihn nachstammeln oder nachlallen; aber nie und nie vergessen, daß auch er eine Stimme in jenen Chören sein soll. — Je näher am Pont d'Espagne, desto heftiger das Brausen. Sturm und Donner und Glokken und Orgel wühlten ihre großen Stimmen durcheinander, und ein unterirdisches Getöse, als ob Cyclopen auf ihrem Ambos schmiedeten, gab dazu den

Takt: das war der Wasserfall. Endlich standen wir denn auf der kleinen bebenden Brücke, unter welcher der Gave de Gaube und der Gave de Pentacoste in einem Sturz von 150 Métres sich vereinen, und ein Chaos von Schaum bilden, das in der glühenden Mittagsbeleuchtung wie flüssiges Gold aussieht. Oberhalb der Brücke haben die Wasser noch gar kein Bett, und kommen ganz wild und ungebändigt von der Croupe des Berges herab, der oben amphitheatralisch von einem schmalen Schneestreif gesäumt wird, so daß er sich scharf gegen den Azur des Himmels abschneidet. Die Sonne strahlte mit aller Macht aus dem Himmel, auf den Schnee, in's Wasser, auf's nasse Gestein, es war ein Funkeln und Glänzen, wie in der Schatzkammer aller Elemente, und ein Leben, wie auf ihrem Heerd. Mir war ernst und andächtig zu Muth'. Ich dacht' an den Psalm: „Licht ist dein Kleid, das du anhast." Wär' ich allein gewesen, hätt' ich mich niedergekniet; aber es wimmelte voll Menschen, und es ist die Frucht der guten Erziehung, daß man nichts thun mag, wodurch man auffällt. In seinen besten Empfindungen läßt man sich durch sie stören! ich sage nicht: in den stärksten. — Eine Bretterhütte, eine Laube von Tannenzweigen und Wirthsleute laden zu Erfrischung und Ruhe ein. Es gehört mit

zu der Ironie, die irgend ein boshaftes Gestirn in unser Leben hineinblitzen läßt, daß man bei großen Emotionen Appetit entweder bekommt oder verliert. Was in aller Welt hat der Magen mit unsrer Bewunderung, unserm Schmerz, unsrer Freude zu thun? Genug, da oben in der Wildniß wird sehr auf ihn speculirt, und die Leute finden ihre Rechnung dabei. Von den Tausenden, die allsommerlich zum Pont d'Espagne wallfahrten, wird kaum Einer sie nicht füllen helfen; und ich war nicht der Eine. Ich aß Kuchen. Ja, im Urgebirg, neben dem ewigen Schnee, zwischen Gletschern und uferlosen Gewässern, gab es sehr guten Kuchen, der ganz frisch von Cauteretz dahin geschafft worden war. Die Entfernung wird nicht über anderthalb Stunden betragen, und nur weil man ununterbrochen außerordentlich scharf steigt, wähnt man sich in eine Region versetzt, die meilenweit von Cauteretz entfernt sein müßte. Jenseits der Brücke geht der Pfad weiter, und über den Kamm des Gebirges nach Spanien. Dieser Weg, so wie auch der Port de Gavarnie, und der Port de Venasque über dem Thal von Luchon, werden sehr von den Contrebandisten benutzt, besonders im Winter, wo sie für weniger kühne Reisende unzugänglich sind. Man hält es auch für gar keine Schmach Contrebandist zu

sein, um so weniger, da viel Muth, Gewandtheit und List dazu gehören, um ihn aus den Gefahren aller Art zu retten, in die sein verwegenes Leben ihn stürzt.

Wie aus dem Himmel stieg ich nach ein Paar Stunden wieder auf die Erde herab — aus der Welt wie Gott sie geschaffen, voll Freiheit, voll Licht, voll Kraft, in die Welt, wie der Mensch sie sich zurecht gemacht, voll Sclaverei, voll Lüge und voll Erbärmlichkeit. O, es sollte mir ja sehr gleichgültig sein, was die Menschenwelt ist, wenn sie nur nicht auch mir ihr Joch aufwerfen thäte, und mich eben so unfrei, unwahr und unkräftig machte, wie alle Uebrigen. — Kaum auf der Hälfte des Rückweges sah ich mich nach dem Vignemale um. Er thronte in voller Majestät über seiner Vasallenschaar, aber ein leichtes Wölkchen hing wie eine weiße Locke von seinem stolzen Haupt herab. Wenn man viel im Freien lebt, lernt man die Wetterzeichen kennen, und ich sah wol, daß dies kein gutes sei. Gehorsam dem Beispiel ihres Herrn, ließen alsbald sämmtliche Pics die kleine Kriegsfahne wehen, und so plötzlich, als ob sie wirklich in einem Moment über den Zinnen aufgegangen sei. Von den Spitzen der höchsten Berge senkten sie sich auf die inferiören, dann über die Abhänge, endlich auf die Hügel

herab, und um vier Uhr Nachmittags sah das Thal von Cauteretz wie ein Kessel voll brodelndem Nebel aus. Gegen Abend löste sich der in feinen Regen auf, und ich hatte das Vergnügen, die ganze schöne Welt unter Schirmen die vorschriftsmäßige Abendpromenade machen zu sehen. Am andern Morgen, um halb sieben Uhr fuhren wir fort, und in einem Zug nach Auch.

Aquitanien.

Man pflegt von Tarbes über Pau und Bayonne nach Bordeaux zu fahren. Als Hauptpoststraße wird sie vermuthlich gut gehalten und bedient sein — das ist schon ein gewichtiger Grund, um sie zu wählen. Ferner bleibt man bis Bayonne immer im Thal des mit dem Adour vereinigten Gave de Pau, behält die Aussicht auf die Pyrenäen, kommt durch das Land der französischen Basken, und jenseits Bayonne durch die Landes, wo die Menschen auf Stelzen leben, wie die amerikanischen Wilden auf Bäumen. Doch all' diese Lockungen ließen mich eiskalt: ich wollte nach Nérac. Als Margarete von Valois sich endlich entschloß, den Hof ihres Bruders zu verlassen, und zu ihrem Gemal in's Béarn zu gehen, wollten ihr die glaubenseifrigen

reformirten Geistlichen, welche dort die Mehrzahl bildeten, nicht die Messe im Schloß von Pau gestatten. Das nahm sie übel; sie ging mit Heinrich nach Nérac, und der Hof lebte dort herrlich und in Freuden, hauptsächlich intriguirend, selten politisirend. Margaretens Liebhaber war damals Heinrich von Bouillon, Graf von Turenne, und ihr Gemal bemerkte es nicht, oder entschuldigte es, bis ihr Bruder, König Heinrich III., sich das perfide Vergnügen machte, ihn darüber aufzuklären. Dieser Brief entzündete wieder die Fackel des Bürgerkrieges. Heinrich von Béarn war vielleicht mehr gegen seinen boshaften Schwager, als gegen seine Frau erzürnt, und Margarete, rachedurstig, entzündete alle Damen ihres Hofes, und durch sie alle Männer, welche zu ihren Füßen lagen, zu einem Kreuzzug gegen ihren unritterlichen Bruder, und die Reformirten, immer mit Heinrich von Béarn an der Spitze, aber ohne einen politischen Zweck und ohne einen Funken von religiöser Inbrunst, begannen den Bürgerkrieg, welcher in den traurigen Annalen dieser religiösen Kämpfe der siebente ist, und seines Ursprungs wegen la guerre des Amoureux heißt. Aus den Festen Margaretens zu Nérac hervorgegangen, ging er in demselben Jahre, 1580, in den Festen unter, durch die Catharine von Medicis zu Coutras den Frieden

vermittelte. Ich weiß nicht, welchen Hintergrund von Anmuth, Schönheit, Kriegslust und Galanterie ich mir für Nérac gewoben — welch' eine Szenerie ich mir dafür ausgemalt hatte! das alte Schloß, wo die Grafen von Albret residirten, der Park, den Margarete angelegt, existirten noch — das wußt' ich. Ich meinte, das Alles müsse eben so schön sein als Pau, gar schöner; denn Margarete war zu sehr eine ächte Tochter Catharinens von Medicis, um ihre Lebensfreuden einer Messe zu opfern — und davon mußten sich noch Ueberbleibsel finden. Aber es sind nur wenige und ganz besonders bevorzugte Stätten, welche das Glück haben, das auch wenigen Menschen nur zu Theil wird: im Alter schöne Ruinen zu sein. Wir gingen also über Nérac nach Bordeaux; und immer wieder und wieder muß ich bei großen und bei kleinen Dingen sagen: selig der, dem der Himmel unerfüllte Wünsche bescheert.

Zum vierten und letzten Mal fuhr ich durch das holdselige Thal von Argelès und durch Lourdes. Von jetzt an kehrte ich den Pyrenäen ganz entschieden den Rücken und fuhr gen Norden. Bei Tarbes kommt man in die Ebene hinein, welche sich vor Bagnères de Bigorre ausbreitet, und durch welche der Adour fließt. Er hat mich früher nie hingerissen, viel weniger jetzt, wo er ganz breit, matt und

auseinander geflossen ist, und nachdem ich noch so eben dem Gave de Pau einen Liebesgruß zugewinkt. Von Tarbes soll man eine großartige Ansicht des Gebirgs haben. Der Himmel war so grau, die Atmosphäre so schwer, daß Tarbes mir vorkam, als sei es mit einem Sargdeckel zugedeckt. Ich habe nichts dort gesehen als die Straße, in der die Post liegt, vor der wir eine volle Stunde auf Pferde harren mußten. Zum Glück fand ich auf dem Briefpostbüreau zwei Briefe, die mir freundlich und theilnehmend die Zeit vertrieben. Gott, so ein Brief! der hat wirklich eine merkwürdige Bestimmung! Ein weißes Blättchen, dünn wie Taft, zerreißbar wie Musselin, mit kleinen krausen schwarzen Zeichen beschrieben, dann mit ein wenig Siegellack geschlossen, das leicht wie Glas zerspringt, wird zwischen Tausende seines Gleichen geworfen, und fliegt viele hundert Meilen in die Welt hinein, über Land und Meer, über Strom und Gebirg, nach dem Ort und zu der Person, die oben drauf genannt sind. Ganz schmutzig kommt er an, zerdrückt und grau; durch viele Hände ist er gegangen und manches Auge hat ihn gesehen; und dennoch ist er ein unangetastetes Heiligthum geblieben, und die Rohheit, die nicht vor einem Pistol — und die Frechheit, die vor keiner Sitte zurückprallt, müssen schon den höchsten Gipfel

erreicht haben, eh' sie es wagen, diesen kleinen Wall von Papier zu erstürmen und einen Brief zu erbrechen, der nicht an sie gerichtet ist. Und was Alles kann es bringen, dies winzige Blatt! mit welchem Herzklopfen wird es erwartet, mit welchem Jubel oder welcher Trostlosigkeit gelesen. Vielleicht haben nur Briefe uns in unsrer allertiefsten und wahrsten Gestalt gesehen, und zwar deshalb — weil sie keine Augen haben. Es macht mir großes Vergnügen, besonders in Orten, wo viele Fremde zu sein pflegen, die Austheilung der Briefe vor dem Büreau anzusehen; nur muß ich selbst keine zu erwarten haben. Man stellt sich nicht vor, wie sich in Nizza z. B. und in Florenz vor diesem vergitterten Fenster die Menschen zusammendrängen und die Wagen halten, wenn der Courier gekommen ist! was es da für bittende, dringende, forschende Fragen giebt! und was für Gesichter! entmuthigt, verdrießlich, strahlend, beruhigt — je nachdem es Nein oder Ja heißt. Einige reißen geschwind die Briefe auf und lesen sie, indem sie fortgehen; Andere nehmen sie unerbrochen nach Haus. Die ersten — ach das sind gute Briefe! bei denen weiß man im Voraus, daß sie keine üble Nachricht bringen, daß sie nur Liebe und Freundlichkeit und lauter angenehme Dinge sagen, und daß wenn auch irgend eine traurige Botschaft

sich in sie hereingeschlichen, sie doch nicht von der Art ist, um uns das Herz zu brechen. Es ist eine wahre Seelenstärkung, sie zu lesen, ganz langsam, ganz freudig, Wort für Wort, alle vier Seiten; — denn solche Briefe haben vier beschriebene Seiten. Die Andern sind entweder ganz gleichgültigen Inhalts, oder von einem solchen', der todt und lebendig machen kann. Solche Briefe sind fürchterlich! sie machen die Hand, die sie hält, schwer wie Blei und kalt wie Stein; sie machen die Pulse mit solcher Vehemenz schlagen, daß es vor den Augen flimmert und vor den Ohren braust; sie machen die Gegenwart so ungeheuer groß und wichtig, daß die Sekunden einen Klang haben und hörbar vorüberschreiten; sie machen die innerste Seele so unwiderstehlich zittern, wie der Magnet während des Nordlichts zittert! Und das Alles, bevor sie gelesen sind. Und sie werden auch ganz anders gelesen: mit einem Blick der ganze Brief, um seine Bedeutung zu erfassen — und erst später die einzelnen Worte. Diese Briefe haben selten mehr als drei Seiten, und häufig nur eine. Was ich für Studien mache! und alle nach der Natur .... und wol am meisten an mir selbst.

Bei Tarbes verläßt man die Ebene und den Adour, und fährt in ein hügeliges und ziemlich in-

sipides Land hinein, wo fast jeder Flecken einen historischen Namen hat, den er sich entweder in den Kriegen gegen die Engländer, oder in den Religions- und Bürgerkriegen erworben. Aber diese kleinen Orte, z. B. Rabastens und Mirande, sehen traurig und verschollen aus, recht als ob sie sich seit jenen Tagen nicht mehr zu ihrer Wichtigkeit hätten erheben können. Freilich sind es auch nur ganz winzige Orte von ein- oder zweitausend Einwohnern, denen früher das Schloß, das sie beherrschte, oder starke Mauern und Wälle Bedeutsamkeit gaben; die ist nun mit samt ihren Mauern gesunken — und so mag es wol allen Bedeutsamkeiten gehen, welche sich hinter einem wandelbaren Bollwerk verschanzen, statt die Stirn frei dem Angriff zuzuwenden. Trotz der kleinen Emeute, welche in Auch als ein Nachhall der Toulouser statt gefunden, oder vielleicht in Folge derselben, sah auch diese Stadt todtenstill aus. Gras wächst auf Straßen und Plätzen ungenirt und ungestört. Die Stadt liegt wie auf einer Hochebene, rundum sehr frei, so daß man weit in die Ferne sehen kann; nur hat sie nichts, diese Ferne, was den Blick ausruhte. Die Kathedrale von Auch, deren Ruhm dazu beigetragen, mich auf diesen Weg zu führen, entsprach nicht meinen Erwartungen, und steht tief hinter denen von Tours und

Rheims zurück. Ueber die moderne Façade könnte man noch zur Noth hinweg sehen, wenn das Innere dem guten Willen zu Hülfe käme. Aber es ist aus dem Jahr 1400, und gedrückt und nüchtern, wie damals der Baustyl war, dem ein belebendes Prinzip fehlte. Schön sind einige gemalte Fenster mit ganz prächtigen Farben aus dem Jahr 1513; noch schöner ist das Holzschnitzwerk im Chor, von italienischen Meistern im Jahr 1529 ausgeführt: die Stühle der Chorherrn, die Wand, an der sie sich hinziehen, und besonders der Baldachin, der oben rundum über sie fortläuft, und in seiner durchbrochenen Arbeit so weich gehalten ist, daß er Falten zu werfen scheint. Als der Kirchendiener uns deutsch sprechen hörte, fing er auch an, es zu sprechen; es klang mir ganz seltsam, tief unten in der Gascogne! er war während des großen Krieges einige Jahre in Deutschland gewesen, und muß es sehr gründlich verstanden haben, um es noch jetzt, nach mehr als fünfundzwanzig Jahren, ein wenig radebrechen zu können. Er sagte, es kämen wenig deutsche Reisende nach Auch; — und sie thun wohl.

Am andern Tage kam ich nach Nérac! das Land umher ist ungemein freundlich, von kleinen Flüßchen durchschnitten, grün, voll Gärten und Landhäuser, nicht großartig, aber so recht gesegnet mit behag-

lichen Lebensgütern. Im Grunde kann ich die Behaglichkeit als den Hauptzug eines Charakters gar nicht ausstehen. Es würde mir leichter werden, mich mit Menschen zu befreunden, die sich in allerlei Teufeleien — als mit solchen, die sich in die Behaglichkeit eingenistet haben. Die bringt man nicht rück- noch vorwärts zu tiefer Trauer oder großer Freude; die haben sich entschlossen, sich nie den Appetit verderben und nie im Schlaf stören zu lassen; die sprechen ganz gelassen: „Ei, ei!“ wenn man ihnen sagt: Ich bin glücklich! oder: Ich leide! — in die hätte selbst Prometheus kein Fünkchen himmlischen Feuers hauchen können; die wecken dermaßen den Geist des Widerspruchs in mir, daß ich mich, ihnen gegenüber, in eine ganz übertriebene Agitation stürzen mögte. Zum Glück ist die Natur kein Mensch, so große Lust ich auch immer habe, sie zu vermenschlichen; ihr Leben nimmt, wie das der alten Götter, tausendfache Gestalt an, und tritt es mir in seiner Fülle und Behaglichkeit zu brutal für die Menschenform entgegen, so darf ich ja nur denken, sie zeige sich jetzt in den Functionen — einer Kuh etwa, die da versorgt und ernährt. Nérac ist ein ganz abscheuliches Nest, schmutzig, arm, und das Schloß sieht mehr aus wie ein verfallener Speicher, als wie die Residenz der Grafen von Albret. Es ist kein

Schloß, keine Ruine, kein Haus; es ist ein unsauberer Steinhaufen, wüst und verwahrlost, zwischen abschreckenden Umgebungen, der einem auf dem Lande lebenden Privatmann gehört, und zuweilen als Magazin für Vorräthe, und meistentheils gar nicht dient. Eine arme Familie wohnte in einem untern Winkel dieser abstoßenden Höhle, und die Frau suchte sich als Kastellanin darzustellen, hatte aber keinen Schlüssel zu den obern Räumen, und gestand auch, daß es dort nichts zu sehen gebe. Auf einem öden konfusen Raum neben diesem sogenannten Schloß steht eine Statue Heinrichs IV., die der Graf Digeon im Jahr 1829 seinem Andenken hat setzen lassen. Sie ist von Bronze und gar nicht übel, recht treuherzig und lebhaft im Ausdruck; aber sie steht zu verloren da, um Eindruck zu machen. Höchst niedergeschlagen über dies klägliche Ergebniß meiner Reise kam ich in den Gasthof zurück, und versuchte es zu machen wie die Behaglichen, und mich durch leiblichen Genuß zu trösten. Aber das gelingt mir nie! Nérac ist wegen seiner Rebhuhnpasteten berühmt; die wollt' ich haben, denn was weiß ich davon, ob man im Winter oder im Sommer sie zubereitet. Die hübsche dicke Wirthin sah mich halb erstaunt halb mitleidig an. Daß ein menschliches Wesen in so tiefer Unwissenheit über ihre Rebhuhn-

pasteten vegetire, schien ihr höchst beklagenswerth. Genug, man macht sie nur im Winter. Die letzte Zuflucht stand mir offen: spazieren gehen, oder wenn Sie lieber wollen, herumgehen. Das hat man immer frei; Straßen und Wege giebt's überall; und in Nérac giebts la Garenne, die Promenade am Fluß, die Margarete angelegt. Hätt' ich ein Fleckchen Erde, das mein wär', ich pflanzte so viel Bäume darauf, als da Raum wäre. Die Schlösser zerfallen, die Kirchen veröden — aber die Bäume grünen und werfen ihren heitern Blätterschmuck oder ihren kühlen Schatten über lange Menschengeschlechter. Zuweilen wünsch' ich sehr, ein Fleckchen Erde zu haben, das mein wär'. Doch, was hab' ich nicht schon Alles gewünscht! Mögliches und Unmögliches! Ueberdas seh' ich ja auch den Moment dämmern, wo dieser Wunsch erfüllt werden wird. Das kann man von wenig Wünschen sagen, allein von diesem mit voller Bestimmtheit, denn jeder Sarg braucht ein Paar Fuß Erde. — Wir gingen weit über die Garenne hinaus nach einem Gebäude, das mit spitzen Thürmchen über große Bäume emporragte. Ein Teich, eine Mühle, einige Hütten lagen drum herum. Es war ein recht ländliches Bildchen — besonders in der Ferne. In der Nähe wurde es gar zu wüst und unordentlich. Das kleine Schloß

heißt Nazaret, und gehört einem Landmann, der es für seine Bedürfnisse eingerichtet hat. Ziegen wohnen unten im großen Thurm, daneben Hühner; Ackergeräth lag drunter und drüber vor der Thür; die Leute sahen grob und schmutzig aus, und steckten mit nackten Füßen in ihren affrösen Holzschuhen, die schon ganz allein hinreichen, ihnen den Anstrich von Plumpheit zu geben, welcher durch die harte polternde gascogner Aussprache ihren Gipfel erreicht. Es ist ein unschönes Volk! aber das Land ist hübsch und bleibt es auch jenseit Nérac. Wir fuhren am nächsten Morgen sechs Stunden fast ununterbrochen durch wunderschöne Waldungen, die einen einsamen und abgeschiedenen Charakter tragen, den ich selten in Frankreich gefunden, der auch sogleich verschwand, als wir bei Bazas auf die große Poststraße von Bayonne nach Bordeaux kamen, und den der reichsten und sorgfältigsten Cultur annimmt, und ihren Culminationspunkt in der Ebene der Garonne ein Paar Meilen rundum Bordeaux erreicht. Ja, die Garonne ist noch immer die hübsche Kellnerin aus Languedoc; aber hier sieht sie aus, als ginge sie zur Hochzeit, freudestrahlend, lebenathmend, festlich geschmückt, statt mit Myrthen — mit Weinlaub bekränzt. Bordeaux selbst ist sehr stattlich, sehr prächtig, mit großen stolzen Häusern von Quaderstein,

großartigen öffentlichen Gebäuden, Plätzen, Promenaden, mehren sehr interessanten alten Kirchen, einer Brücke, wie ich sie nie so schön gesehen — eine rechte Welthandelstadt. Es ist eine Stadt, die im Guide vier Seiten füllt, und mit der ich in vier Zeilen fertig bin. Ueberhaupt wird mir der Horizont jetzt ein wenig grau, und die Erinnerung bleibt wie die Wirklichkeit war. An der Loire werd' ich mich wol wieder ermuntern! Nicht als ob mir Bordeaux und das ganze Land zwischen Garonne und Loire mißfallen hätte, nicht als ob ich durch unerfüllt gebliebene Erwartungen mißgestimmt worden wäre; nein! es hat mir gefallen; nein! ich erwartete gar so viel nicht; — — das wird's eben sein! Es war keine Spannung in mir. Sie ist für mich, was für den Seiltänzer das straffe Seil ist, das ihn bei seinen Sätzen und Sprüngen hebt und schnellt. Fehlt sie, so kommt mir vor, als habe man bei einer Harfe oder Guitarre nichts vergessen als — die Seiten aufzuziehen. Sind sie aufgezogen, so versteh' ich zu spielen in meiner Weise; aber ich kann sie eben so wenig aufziehen, als ich im Stande bin, mir für all' meine Schreibereien eine einzige Feder zu schneiden. Ja, ganze Bücher schreib' ich, und wenn ich sie nicht schwarz auf weiß hätte, so würd' ich's selbst nicht glauben, denn über das, womit

ich sie schreibe, bin ich nicht Herr. Der Mensch ist seltsam eingerichtet! ein wahrer Kieselstein ist er, grau, hart, formlos, häßlich; da berührt ihn das Eisen, und auf einmal entwickelt sich ein Element, welches das Prinzip alles Lebens ist: Feuer, Flamme, Licht. Aber der Kiesel bleibt ein schlechter Stein, wie zuvor. Wie ist er denn gekommen zu dem himmlischen Funken? — — —

Aus der Römerzeit besitzt Bordeaux ein altes Gemäuer, welches le palais de Galien genannt wird, und wie ein Thor aussieht; aus der Gothenzeit nichts. Die Citadelle von Blaye soll ein altes Gebäude umschließen, in welchem schon der König Caribert, ein Enkel des Clovis, gestorben ist. Ich war nicht da. Blaye ist für mich d'odieuse mémoire. Wenn ich nichts von den drei Juliustagen wüßte, die sich so gern nach der französischen Revolution nennen lassen mögen, nur die Reaction betrachte, die sie zuwege gebracht haben, und sie mit derjenigen vergleiche, die damals stattfand: den Aufstand in der Vendée mit der kriegerischen Turlupinade der Herzogin von Berry: so würd' ich gar nicht anders können, als ein heftiges Mißtrauen gegen jene großen Tage empfinden. Denn ein Pol hält dem andern die Wage, und in diesem Feldzug der Herzogin von Berry, welcher, wie der einer Marketenderin,

mit einem Wochenbett endigt, liegt, ich weiß nicht was für eine bodenlose Trivialität. Habe man doch Wochenbetten nach Herzenslust, nur nicht so entsetzlich mal à propos, wenn man eben die Rolle einer Ste. Geneviève, einer Jeanne d'Arc, einer Römerkönigsmutter ꝛc. ꝛc. spielt. Ach, die Frau von Bonchamps, wenn die, verfolgt und gejagt wie ein Wild, an der Seite ihres todtwunden sterbenden Mannes in den Wildnissen der Vendée hinter einem Busch, wie eine Zigeunerin, wie ein Thier des Waldes ihr Kind zur Welt bringt: da treten mir die Thränen in die Augen, und ich meine, alle Heiliginnen des Kalenders und alle Heldinnen der Geschichte müssen Respect haben vor dieser armen gemarterten Frau, die nicht hat, wohin sich mit ihrem Kinde zu betten, und der die Freiheit mit Todesgefahr und die Gefangenschaft mit Tod droht. Da geben die Umstände einem so alltäglichen Ereigniß eine Glorie von Würde und Kraft, während dasselbe die Herzogin von Berry mindestens sehr lächerlich machte. Es liegen noch andre berühmte Schlösser um Bordeaux, von denen Chateau-Margaux gewiß sehr Vielen bekannt sein wird, die nicht wissen, daß das Schloß de la Brède und Schloß Montaigne Wiege und Eigenthum von Montesquieu und von dem berühmten Verfasser der „Essais" waren. Ist je

ein Mensch unbewußt zum Ruhm gelangt, so ist es wahrlich dieser alte Michel de Montaigne! Er setzte sich hin, schrieb seine Gedanken auf, ohne System, ohne Ordnung, ohne Regel, ohne entfernt daran zu denken, daß andre Augen als die seinen sie lesen würden, daß ihm Lob oder Tadel oder Ehre daraus erwachsen könnten; was ihm einfiel, warf er aufs Papier, kreuz und quer, oft weitschweifig, zuweilen wundervoll, präzis, immer mit der sorglosesten Nachlässigkeit. Am Ende ward ein großes Buch daraus, von dem man seit dreihundert Jahren das sagen kann, was Montaigne von Homer sagt: „Homère n'ayant eu nul qu'il pût imiter avant lui, n'a eu nul après lui qui le pût imiter." Ich hab' seit langer Zeit eine tiefe Freundschaft mit Montaigne geschlossen. Seine wundervolle Gleichgültigkeit gegen den Erfolg in der Welt ist mir in unsern Tagen der Anstrengung, der Mühen und der Eitelkeit ein wahres Labsal; er hat seinen Geist für sich, zu seinem eigenen Vergnügen. Mit einer Indolenz, die Alles verschmäht, verbindet er eine Regsamkeit, die Alles umfaßt. „Je le confesse, sagt er, je ne vois rien seulement en songe et par souhait ou je me puisse tenir. La seule variété me paye et la possession de la diversité: aumoins si quelque chose me paye. — — Il n'y a de satisfaction

ça bas que pour les ames ou brutales ou divines." Unabläſſig betrachtet, beobachtet und bedenkt er den Menſchen; aber er verſchwendet ſich nicht an ihn. Mit ſeinem Herzen iſt er zurückhaltend, nicht mit ſeinen Gedanken; doch nicht aus Dürftigkeit noch aus eitler Scheu behält er ſein Herz für ſich. „Aux amitiés communes je suis stérile et froid; car mon aller n'est pas naturel, s'il n'est à pleine voile;" ſpricht er, und er weiß wol, wie wenig den alltäglichen Freundſchaften damit gedient iſt, wenn ein Theil mit vollen Segeln in ſie hinein geht. Dafür ſagt er dann von ſeinem Freunde Etienne de la Boëtie, den er verlor: „Si on me presse de dire pourquoi je l'aimais, je sens que cela ne se peut exprimer qu'en repondant: Parceque c'était lui, parceque c'était moi. Il y a au delà de tout mon discours et de ce que j'en puis dire particulièrement, je ne sais quelle force inexplicable et fatale, médiatrice de cette union. — Si je compare tout le reste de ma vie — quoiqu' avec la grace de Dieu je l'aye passée douce, aisée, et sauf la perte d'un tel ami, exempte d'affliction poisante, pleine de tranquillité d'esprit — si je la compare, toute, aux quatre années qu'il m'a été donné de jouir de la douce compagnie et société de ce personnage, ce n'est que

fumée, ce n'est qu' une nuit obscure et ennuyeuse. Depuis le jour que je le perdis, je ne fais que trainer languissant, et les plaisirs mêmes qui s'offrent à moi, aulieu de me consoler, me redoublent le regret de sa perte. Nous étions à moitié de tout; il me semble que je lui dérobe sa part. J'étais déjà si fait et accoutumé à être deuxième partout, qu'il me semble n'être plus qu'à demi." Nun Herz, an wen denken Sie denn, wenn Sie dies lesen? Ich weiß wol, daß ich an Sie und an mich denke, und mich freue, mehr als Worte es sagen können, daß aus tiefen Jahrhunderten, aus fernen halbverschollenen Zeiten, aus dem Munde der Weisen — der eine, uralte, ewige Ton der Liebe erklingt, der, wie ein Echo, auch durch unsre Seelen hallt, und ebenso rein und klar auch in zukünftigen Generationen und Zeiten hineinhallen wird. Diese Sprache wird von Jedem verstanden, diese Sympathie von Jedem nachgefühlt, und sogar der, welchem eine solche „force inexplicable" nicht das Herz durchschüttert hat, ist still vor ihr. Sie geht wie der Sonnenstrahl, ganz golden, ganz unangetastet durch die Welt, eindringlicher, umfassender, verständnißvoller als die Lehren der Weisheit, welche der Definitionen des Verstandes bedürfen. Und Gottlob! niemand darf sagen, Montaigne sei ein senti-

mentaler Kopfhänger, ein idealistischer Träumer gewesen. Er war Rechtsgelehrter, und diese kühle, überlegende, zersetzende Wissenschaft mag wol dem Hang zur philosophischen Spekulation nicht entgegen sein, aber ich meine, sie muß sich ihrer positiven Natur nach gegen Alles sträuben, was unklar ist. Das thut auch Montaigne, aber mit der Ueberlegenheit eines höhern Geistes, der nicht seine kleinen Gesetze gelten machen, sondern das ewige Gesetz erkennen will. Darum war seine Devise: „Que sais-je?" — und es ist schwer zu begreifen, wie dies melancholische anspruchlose Wort ihn im nächsten Jahrhundert zum religiösen Zweifler hat stempeln können. Pascal thut's. Weil Montaigne nicht Alles oder nicht auf dieselbe Weise glaubt wie Pascal, so spricht Pascal: Montaigne glaubt nichts. — Am 28. Februar 1533 war Montaigne geboren und 1592 starb er. Bei sechs Jahren sprach er schon fertig Latein, und seine ganze Erziehung war ernst und gelehrt. Später wurde er Parlamentsrath in Bordeaux und heirathete. Dann machte er große Reisen nach Deutschland, nach Italien. In Rom beehrte man ihn mit dem Titel eines römischen Bürgers, während man ihn in seinem von Factionen aller Art zerrissenen Vaterlande nicht sehr beachtet. Er sagt selbst ganz unbefangen: „En mon climat

de Gascogne on tient pour drolerie de me voir imprimé. D'autant que la connaissance qu'on prend de moi s'éloigne de mon gîte, j'en vaux d'autant mieux." Im Jahr 1582 war er Maire von Bordeaux. Im Museum ist eine Statuette, die ihn darstellt, wie er die Ernennung dazu von Heinrich III. erhalten hat. Seine letzten Lebensjahre verlebte er auf seinem Schloß, kränklich, doch jede ärztliche Hülfe standhaft von sich weisend und nur der Heilkraft der Natur vertrauend. Er hatte keine Kinder; Marie de Gournay war „sa fille d'alliance", und durch ihren Geist eines solchen Vaters würdig. Sie hat ein Wort gesagt, um das ich sie beneide: „L'homme est l'ombre de Dieu, et son oeuvre est son ombre." — Sehen Sie, das ist Montaigne. Haben Sie nicht Lust, seine Bekanntschaft zu machen? Ach, und wenn Sie nun seine Essais zur Hand nehmen, drei dicke Bände, sehr fein gedruckt, altes Französisch, Wortfügungen, die uns nicht geläufig sind, Sätze so lang wie die Seite, Gedankensprünge von einem Gegenstand zum andern, zuweilen Trockenheit, zuweilen eine Derbheit des Ausdrucks, die jetzt nicht gebräuchlich — so denken Sie am Ende: Aber wo stehen denn all' die schönen Sachen, die *sie* darin gefunden hat?

Montesquieu ist 1689 auf dem Schloß de la Brède geboren, und wurde Präsident des Parlaments

von Bordeaux. Ein philosophischer Geist, streng zum System sich neigend, unablässig bemüht, zu classifiziren und zu ordnen, voll Feinheit, Freiheit, Menschenliebe; — ein Styl, der durch den Sprach-Schmelztiegel des grand siècle gegangen ist, und neben der Präzision des Ausdrucks die Energie der Ueberzeugung hat; — so ist er mir vorgekommen. In den Regentagen von Bagnères las ich l'Esprit des Lois und die Novellen der Königin Margarete. Ich wundre mich zuweilen, daß mich die vielen und verschiedenen Lektüren nicht konfus machen. Aber gar nicht! sie wohnen nur im Gedächtniß, und das stört die übrigen Fähigkeiten nicht. Ich kann eine gewisse Vorstellung, die ich mir vom menschlichen Kopf mache, gar nicht los werden: ich finde, er hat die allergrößte Aehnlichkeit mit einem Schreibschrank voll verschiedener Fächer. Wie in dem hier Briefe, da Hefte, dort Excerpte, dort Rechnungen in ihren besondern Fächern liegen, so im Kopf Gedächtniß, Scharfsinn, Phantasie, Schöpfungskraft — Alles säuberlich in ihren Abtheilungen. Dann haben die Schreibschränke ein ganz geheimes und verborgenes Fach für Kleinodien von Gold — oder von Papier; und das ist bei Manchen leer. Und der Kopf hat's auch; da haust der Genius drin. Gott, welch' ein herrlich organisirtes Meuble ist solch ein wohl-

geordneter Kopf! aber ist's denn möglich, daß mir diese Vorstellung durch einen Blick in den meinen beigebracht sein könnte? der hat doch wol im Grunde mehr Aehnlichkeit mit einem Prisma, durch welches bunte Farben streifen.

In Bordeaux war eben ein Herr Fonfrède gestorben, ein berühmter Journalist — natürlich von der Opposition; der Ruhm eines Journalisten bedarf dieser Basis; und vielleicht jeder Ruhm! denn Opposition ist Kampf, und der ist der Nahrungsstoff des Ruhmes. Bordeaux war in Gram versenkt über diesen Todesfall; aber es schien denn doch, als ob man dem Ruhm des Herrn Fonfrède keine so lange Dauer zutraue, als dem von Montesquieu und Montaigne, denn man beeilte sich, Subscriptionen zu eröffnen, um ihm ein Denkmal zu setzen, was man für jene beiden Männer nicht nöthig gefunden. Der König Louis Philippe schickte einen seiner Adjutanten an die Familie des Verstorbenen, um ihr, wie das bei hohen Häuptern üblich, seine Condolenz abzustatten. Darf man sich wundern, daß der Journalismus sich für eine königliche Macht hält, wenn die Könige mit ihm wie mit ihres Gleichen umgehen? — Die Manie der Denkmale ist ein Zeichen der Zeit! Man hat einen solchen Unglauben an jede Art von Fortdauer für die Zukunft, die Größe eines

Menschen erscheint selbst denen, die ihn groß nennen, so zweifelhaft, und sein Ruhm so schwankend, daß man es nöthig erachtet, ein Zeugniß dafür in Erz oder Stein zu prägen, und ein Monument zu errichten, wenn kaum die Leiche kalt geworden. Nach hundert Jahren wird's einen Beweis für die hohe Ueberlegenheit eines Menschen ablegen, wenn ihm kein Denkmal errichtet ist. Zu dem hat man denn doch das Vertrauen gehabt, daß sein Geist oder seine Wirksamkeit in der Erinnerung fortleben, und sich zugleich in die Zukunft hinein bethätigen würde. Man kann freilich sagen, ein Denkmal thue der wahren Größe keinen Eintrag. O nein! was könnte der wol schaden? Aber es schadet den kleinen Leuten, indem es sie ganz und gar um den Maßstab für dasjenige bringt, was von einer Generation zur andern als ein Gegenstand der Verehrung und Dankbarkeit und Ermunterung übergehen soll. Oder man kann sagen, es sei doch sehr erfreulich, daß heutzutage jedes Talentchen und jedes Momentchen seine Anerkennung finde. Aber weshalb? was hat die Mitwelt davon, was geht's die Nachwelt an, daß irgend ein Großwürdenträger aus irgend einem Gebiet — genießt hat, und daß ihm seine Getreuen für diese Kraftäußerung ein Monument errichten? Wer hat nur gesagt: „Frauen sind

die gebornen Beschützerinnen der Mittelmäßigkeit." Fast klingt es mir, als hätt' ich es selbst in einem Augenblick von übler Laune, oder von Aerger über einen besondern Fall gesagt. Gleichviel! wenn's wahr ist, so sind heutzutag die Männer Weiber worden. Und das ist auch ganz richtig: es hängt mit der Eitelkeit zusammen. Nur die Eitelkeit einer Frau läßt sie Freude am Beschützen finden: die großen Menschen bedürfen dessen nicht, oder lassen es sich nicht gefallen; da nehmen sie mit der Mittelmäßigkeit vorlieb, und ziehen und pflegen und putzen die, und bringen es zuletzt bis zu einer kleinen Adoration, in der sie die Befriedigung des Narcissus am Bach finden. Aber das ist nicht die ächte, und ich glaube, es fällt auch nur den Frauen ein, welche sich dafür trösten wollen, daß sie nichts gefunden, was ihrer tiefen andächtigen Liebe werth ist. Die Liebe einer Frau kann Schutz sein; jedoch ihr Beschützen ist immer nur Protection, und die genügt ihrer Eitelkeit, nicht ihrem Herzen. Wenn die Männer Weiber werden, so geschieht das eben durch ihre Eitelkeit, und sie feiern das Talentchen mit einer Ostentation, welche deutlich offenbart, wie sehr sie sich selbst dadurch zu verherrlichen hoffen. Meinetwegen brauchte es gar keine Mittelmäßigkeiten auf der Welt zu geben. Wo ich selbst dann bleiben

würde? fragen Sie vielleicht. O ich! ich setzte mich fein demüthig zu den Füßen der Größe nieder: da ist mein Platz, und ein sehr herrlicher! da will ich knien mein Leben lang und mich sehr geehrt fühlen, wenn ich's darf; allein für die Vergötterung der Mittelmäßigkeit werd' ich nie eine Sylbe verschwenden.

Von allen Gebäuden in Bordeaux hat mir die Brücke am besten gefallen, die über die Garonne von der place de Bourgogne nach dem Dorf Bastide führt. Sie ist mit unglaublicher Kunst und Mühe erbaut, weil sich die Ebbe und Fluth heftig fühlbar machen, und sie soll die größte in Frankreich sein; ihre Länge beträgt 530 Mètres. Man kann in sie hinein gehen, wie in jedes andere Gebäude. Ihre ganz flachen schönen Bogen haben ein doppeltes Gewölbe, das hoch genug ist, um sich in ihrem Zwischenraume fast aufrecht zu halten, so daß man Reparaturen an Pfeilern und Bogen machen kann, ohne die Communikation von einem Ufer zum andern zu unterbrechen oder eine Nothbrücke aufzuschlagen. Sicher und unsichtbar geht man in diesem Corridor von einem Ende zum andern, während einem die Wagen mit donnerndem Getöse dicht über den Kopf fortrollen; und nur in der Mitte der Brücke, da wo die Bogen am höchsten geschwungen sind, wird er sehr niedrig. Ich hatte nie eine solche Construktion

gesehen; sie kam mir meisterhaft vor: so ganz zweckmäßig und tüchtig, und dabei wahrhaft anmuthig, leicht und hell. Von Bastide präsentirt sich Bordeaux herrlich. Vor sich hat man die Brücke über den raschen mächtigen Strom; zur Rechten, stromabwärts, den Hafen mit seinem Gewimmel von zahlreichen Schiffen; zur Linken, stromaufwärts, die frischen hügeligen Ufer der Garonne, mit ihren Weinbergen, Gärten, Dörfern, Landhäusern; und drüben die Stadt, aus deren dunkler Häusermasse die zwei reizenden Thürme der Kirche von St. André wie Raketen emporsteigen, und der freistehende Thurm von St. Michel, den man zum Telegraphen umgeschaffen, und der alte wunderliche Thurm von Peyberlan, und viele andre, die zu ihren Kirchen gehören. Dies Bild war schöner als die, welche ich im Museum und in der Kunstausstellung zu sehen bekam. Letztere war über die Gebühr schlecht, eine Farbenkleckserei, daß einem die Augen übergingen. Zum Glück war eine Gewerbeausstellung mit ihr verbunden, und da gab es magnifique Sachen, besonders in Meubles. Die Kunst mußte vor der Industrie die Segel streichen; sie hätte sich lieber gar nicht neben ihr blicken lassen sollen. Im Museum frappirte mich ein Gemälde ganz ungeheuer: die Abreise der Herzogin von Angoulème im Jahr 1815

aus dem Hafen von Pauillac, nachdem Napoleon von Elba wiedergekommen — von Gros. Das war so eine Art Hofmaler von Ludwig XVIII., und es ist ihm gelungen, aus diesem Moment die vortrefflichste Theaterszene zu machen, die schlechte Schauspieler nur liefern können. Freilich war es ein übler Moment, und es ist unbegreiflich, warum man ihn hat durch den Pinsel verewigen lassen! die arme Herzogin haranguirte umsonst die Truppen, und war genöthigt, sich nach England einzuschiffen, als sie den beabsichtigten Eindruck verfehlte; grade deshalb hätte Gros ihr doch wol den einfachen Ausdruck tiefer Trauer geben können. Ein Künstler, der das tragische Schicksal dieser Frau wenig genug begreift, um eine Theaterheldin aus ihr zu machen, ist keiner; oder höchstens mit dem Pinsel, mit der Seele gewiß nicht. Dazu ist es so übermäßig disgraziös! die Herzogin hat eine Feder von ihrem Hut genommen, und giebt sie einem alten treuen General. Aber um Gottes Willen, wo soll der Mann die lange Feder lassen? warum giebt sie nicht ihr Tuch, ihren Handschuh? die kann man auf's Herz legen; hingegen solche Feder belästigt nur. Mir wurde ganz beklommen bei dem Gedanken, viele solcher Gemälde in Paris sehen zu müssen. Da ich von Bildern spreche, will ich doch

eines nennen, dessen Maler Jouy heißt, und in welchem zwei Figuren sehr gut sind. Zwei Figuren auf einem Bilde, so groß wie die Wand — das zeigt genugsam, daß ich's nicht mehr mit Murillo zu thun habe! Es ist Urbain Grandier, der zum Tode geführt wird. Er war Pfarrer zu Loudun im Poitou, und zog sich die Ungnade des Cardinal Richelieu durch eine Satyre zu, wurde auch vor Gericht gezogen, unter dem Vorwande seiner zu leichten Sitten — doch unschuldig befunden. Cardinal Richelieu kannte das Wort Verzeihung nicht. Er verstand die zu verderben, die ihm mißfielen. In einem unseligen Nonnenkloster, wo Unthätigkeit und Einsamkeit leere schwache Köpfe noch schwächer macht, fand er durch seine Creaturen und Helfershelfer Unterstützung. Es tauchten Convulsionärinnen zwischen den Nonnen auf: sie waren vom Teufel besessen, hieß es, sie wurden exorcisirt, und sie erklärten, Urbain Grandier habe sie durch infernalische Beschwörungen verhext und in diesen Zustand gebracht. Aerzte erklärten die Nonnen wirklich für krank; Geistliche für wirklich vom Teufel besessen: Urbain Grandier wurde abermals vor Gericht gezogen, durch alle Foltern geschleppt, durch Martern zu Geständnissen gebracht, und endlich hingerichtet. In dem Bilde hat er eben Kirchenbuße gethan, und ist im Armen-

sünderhemd oben auf der Freitreppe der Kathedrale in die Knie gesunken. Sein Kopf mit großen geisterhaften Augen, ganz stupid von den übermäßigen Qualen des Leibes und der Seele, ist gräßlich wahr, ohne alle Verzerrung. Tief hinten im Auge dämmert noch so etwas wie Geist und Leben, aber es hat kein Bewußtsein mehr; die menschliche Kraft ist erschöpft, und die göttliche kommt ihr auf Erden nicht mehr zu Hülfe. Die zweite Figur, die mir gut gefiel, war der Soldat, der die Freitreppe vor Urbain Grandier hinabgeht und eine Fackel hält — wahrscheinlich, um den Scheiterhaufen anzuzünden. Die unerschütterliche Ruhe dieses Mannes, der von nichts weiß, als von dem Befehl seines Hauptmanns, kein Mitleid kennt, keine Theilnahme, keine Ueberlegung, kein Erbarmen — nichts von dem, was aus dem Menschen einen Menschen macht; — und der dennoch ganz männlich und stark neben jener zermarterten Jammergestalt aussieht — hat mir tiefen Eindruck gemacht. Durch Uebermaß bürgerlichen Leides werden wir abrutirt, durch Gewohnheit lassen wir uns in geistige Fesseln schlagen — wozu haben wir denn eigentlich unsre Seele, wenn sie uns davor nicht schützen kann? — Bei Urbain Grandiers gräßlicher Geschichte ist es mir wieder einmal recht aufgefallen, was Frauen für geschickte Werk-

zeuge abgeben können, wenn sich ein Kopf mit Willen und eine geschickte Hand finden, um sie zu brauchen. Da ist keine Thorheit, kein Verbrechen, keine Narrheit, zu der sie sich nicht hätten stimuliren lassen. Sich hinreißen lassen — o das ist etwas andres! das thun sie denn doch auf ihre eigne Hand und für eigne Rechnung, und da hören sie auf Werkzeug zu sein. Aber es ist ein Punkt, den scheint die Natur absichtlich schwach gelassen zu haben, um ihre übrige außerordentliche Feinheit zu neutralisiren: die Phantasie. Wem es gelingt die zu eraltiren und zu fanatisiren, der ist ihr Herr und Meister. In solchen Nonnenklöstern, wo das Herz an allen natürlichen Gefühlen darbt, setzt sich der frische Quell des Gefühls in den gährenden Most der Phantasie um. Der umnebelt das Gehirn bis zum Wahnsinn, und macht Visionärinnen und Convulsionärinnen, die oft keine Ahnung von den Zwecken haben, denen sie dienen, aus diesen unseligen Frauen — wenn man ein Geschöpf, das nicht lieben darf, noch Frau nennen kann.

Das westliche Frankreich ist ein wunderschönes Land. Hat man Bordeaux verlassen und die Garonne im Rücken, so hört freilich die Ueppigkeit des Weinlandes auf, das mir stets ganz besonders gesegnet und zu Lebensfreude und Genuß bestimmt

scheint, aber es bleibt herrlich cultivirt, voll Felder und Gärten, mit zahlreichen Dorfschaften, mit schönen Wiesen, die sich um muntre Flüsse lagern, mit großen Waldpflanzungen von Nuß- und Kastanienbäumen, mit einzelnen Schlössern, mit interessanten Städten; der Weinbau hört nicht ganz auf, er bildet nur nicht mehr den vorherrschenden Charakter. Das südwestliche Frankreich von Toulouse bis zur Loire, die Rheinländer und die Lombardei, geben mir den Eindruck von tüchtiger sorgsamer Cultur, welche die Kräfte des Bodens und des Climas vollkommen zu brauchen und zu behandeln versteht. Im Canton Genf, in der Vega von Valencia, ist diese Behandlung freilich noch sorglicher, fast ängstlich, ganz gartenmäßig; aber es sind Strecken von wenigen Meilen, und jene sind Länder, in denen man einige Tage immer gradeaus fahren kann. Ich fasse Zuversicht zu einer solchen guten segenvollen Erde, und Muth für das Geschlecht, das sie bewohnt und pflegt. Der Boden ist treu, und arbeiten müssen, ist kein Unglück. Nicht arbeiten wollen, das ist eins. Aber ich glaube, daß dieser Widerwille selten da erscheint, wo der Mensch des Lohnes und der Frucht seiner Arbeit gewiß ist, und da das Land in Frankreich unter lauter kleine Eigenthümer vertheilt ist, so hat ein Jeder das größte Interesse

für sein Fleckchen Erde. In dieser Classe soll viel Wohlhabenheit herrschen. Die Städte sehen nicht so aus. Ein Paar große Handelstädte abgerechnet, und wieder ein Paar, welche durch ihre Lage wie Pau — oder durch ihre Bestimmung, wie Toulon, zu einem Mittelpunkt speciellen Verkehrs geworden — sind die meisten, kleine und große, herabgekommen, wie in der Provence Aix und Avignon ꝛc., so hier Angoulème, Poitiers und die meisten an der Loire. Sie waren freilich ehedem nach viel größerem Zuschnitt berechnet, mit ihren Citadellen, ihren Schlössern, ihren Kirchen, ihren Fürstensitzen; aber sollte man nicht meinen, daß die Freiheit, der man sich heutzutage rühmt, manche Beschränkung gehoben, die früher statt gefunden, und dadurch den Kräften Spielraum gegeben habe, um sich nach allen Seiten zu versuchen und auszubreiten, und durch Allgemeinheit zu gewinnen, was das Leben an intensiver Kraft verlor? Der unglaubliche Widerwille gegen Provinzstädte, die Meinung, daß eine solche nicht anders als erbärmlich sein könne, mag, wie alle Meinungen, wol auch dazu beitragen, sie wirklich erbärmlich zu machen. In Perpignan speiste ein Zollbeamter aus der Stadt, von seinem durchreisenden Freunde eingeladen, an der Table d'Hôte. Gott, was lamentirte der Mann über das Unglück, in Perpignan leben

zu müssen! seine Tochter wollte er nach Paris in eine Erziehungsanstalt bringen, denn es war nicht möglich, ihr in Perpignan die gehörige Bildung beizubringen — einem Mädchen, das dazu bestimmt ist wieder einen Zollbeamten oder einen Krämer zu heirathen! Aus einer Provinzstadt zu sein, hängt einen Makel — wenn nicht an die Ehre, doch an das Ansehen, wogegen man sich dadurch vertheidigen zu müssen glaubt, daß man sie aus allen Kräften verachtet, und somit gleichsam gegen jeden Einfluß protestirt, den sie auf die Persönlichkeit üben könnte. Die Häuser sehen aus, als würden sie ungern bewohnt, öde, verfallen; nirgends ein Blumentopf am Fenster, oder eine Bank vor der Thür, wie in norddeutschen Landstädtchen, wol gar ein Gärtchen, mit einem weißen Stacket umgeben, oder, wie in Sachsen so häufig, große Rosenbäume oder Weinstöcke am Hause, die es in eine freundliche Laube verwandeln. Das großstädtische Ansehen ist sehr schön, wenn es die kahle Räumlichkeit durch Leben und Treiben unterstützt und hebt; fehlen diese, so macht es den unbehaglichen Eindruck eines Menschen, der mit prahlerischen Ansprüchen auftritt, und nicht zu ihnen berechtigt ist.

Wie nun auch die übrigen Häuser sein mögen — die Gasthöfe sind sehr gut, so, wie man eigentlich

in Deutschland gar keinen Begriff davon hat. Freilich ist hier auch ein großer Unterschied zu machen! Nachdem man in Frankreich die Gleichheit eingeführt hat, und zwar in dem Grade, daß es Jedem frei steht, sich Graf oder Marquis oder wie er sonst will, zu nennen, so hat man denn doch gefunden, daß die Gesellschaft eine Demarkationslinie ziehen, und ihr willkürliches Gebot an die Stelle des Gesetzes bringen müsse. Für die ideellen Vorzüge des Namens und der Geburt ist man nicht mehr, sondern für die materiellen: wer Geld hat, ist grand seigneur, und wird als solcher behandelt. Es giebt tausenderlei Weisen, das Geld auszugeben, und es scheint als gehöre die, mit Extrapost zu fahren, nicht zur allgemeinen Liebhaberei. Messagerien, Diligencen, Couriere, sind so zahlreich, so billig und fahren so schnell, daß es leicht ist, eine Vorliebe für sie zu erklären. In den Pyrenäen begegneten wir vielen Extraposten, denn da gab es viel Ausländer; auf der ganzen Fahrt von Bordeaux nach Tours — nicht einer; das kann Zufall gewesen sein, aber es sind doch drei Tagereisen. Wer mit seinem eignen Wagen reist, gilt also für außerordentlich reich, und wird demgemäß aufgenommen. In Pau, Angoulème, Poitiers, bestanden die Gasthöfe aus zwei getrennten Häusern, das eine für Reisende mit der

Diligence, und das andre für Reisende mit Extrapost, und da schien sich denn die Sorgfalt der Reinlichkeit und Elegance dem letzteren ganz besonders zuzuwenden. Kleiner war es dafür. Im südlichen Frankreich hab' ich nicht diese Veranstaltung — und dafür denn auch große Unsauberkeit und große Unordnung in den Gasthöfen gefunden.

In dem südlichen Frankreich war ich in der Heimat der Troubadours und an der Wiege der lyrischen Poesie. Hier hat man die provençalische Sprache nie im Volk gesprochen; hier ist ein andrer Volksstamm, eine andre Sprache, eine andre Literatur, und andre Dichter; hier ist das fränkische Element vorherrschend, die romanisch-wallonische Sprache, Langue d'Oui, die Trouvères, und die Romanenliteratur. Roman nannte man alle längeren Werke, in Prosa und Versen, die in jener Sprache geschrieben waren, und da das epische Talent hier das lyrische überwog, so sind die alten Trouvères die eigentlichen Erfinder der Romane. Der älteste bekannte ist le roman du Brut ou des Bretons aus dem Jahre 1155, von Maitre Gasse. Der Held desselben ist Arthus, Sohn Pendragons, letzter König von England aus celtischem Stamm, und Vertheidiger des Landes gegen die Angelsachsen. Der Roman vom heiligen Graal, in Versen, von Chré-

tien de Troyes, bringt die brittische Ritterschaft in Verbindung mit der heiligen Geschichte. Die Paladine Lancelot du Lac, sein Sohn Galaad, Percival le Gallois, haben alle ihre eignen Schicksale. Tristan de Lionais, in Prosa, ist 1190 von einem unbekannten Trouvère verfaßt. Diese Romane sind entweder zu Ehren, oder doch unter dem mittelbaren Einfluß der englischen Könige aus dem Hause Plantagenet geschrieben, deren Erblande eben dies Land zwischen Garonne und Loire war. Von dort verbreitete sich der Geschmack für sie an den Hof der französischen Könige, und unter deren Ahnherrn fand sich in der Person Carls des Großen der glorreiche König, um den sich die Helden gruppiren, wie Planeten um die Sonne. Die Chronik des Erzbischofs Turpin ist der erste Roman, welcher Carl den Großen zum Gegenstand poetischer Verherrlichung macht. Der Name des Trouvère ist unbekannt, auch die Zeit, wann er geschrieben. Am Schluß der Kreuzzüge, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts sollen die meisten verfaßt sein. Aus der Epoche stammen unter andern: Renaud de Montauban, les quatre fils Aymon, Huon de Bordeaux, Doolin de Mayence; und wo finden wir sie heutzutag? im Ariost, in Wielands Oberon, in Alringers Doolin, in dem kleinen löschpapiernen Volksbuch, die vier

Haymonskinder. Das sind lauter Geschichten, welche sich der alte Trouvère, Huon de Villeneuve, ausdachte. Ein andrer, sehr berühmter war Adenez, Waffenherold von König Philippe-le-Hardi, der schrieb Berthe au grand pied und Ogier le Danois. Und wie aus und nach diesen Vorbildern die epischen Gedichte und Ritterromane späterer Tage entstanden sind, so auch aus den alten Fabliaux oder contes pour rire, die meistens galante oder burleske Abenteuer in Versen erzählten — die Novellen, welche an Boccaccio, die Königin von Navarra und La Fontaine den Stoff gaben. So sind die Vergangenheit und die Gegenwart nicht nur — sondern auch die Wirklichkeit und die Poesie durch geistige unzerstörbare Fäden zu einem so festen Gespinnst zusammengewebt, daß das wundervoll Grenzenlose unsrer scheinbar so winzigen und dürftigen Existenz mir ein wahres Meer von Freude durch das Herz flutet. Man wird demüthiger und zugleich zuversichtlicher, wenn man die eigene nicht als einen abgerissenen und abgeschlossenen Ring, wol aber als ein Glied der ewigen Kette betrachtet, durch die das Leben in unaufhörlichen Strömungen kreist. Und mit Demuth und Zuversicht ist gut leben! man fühlt seine Kraft und überschätzt sie nicht. Von der Bescheidenheit halt' ich nicht viel! das ist so eine von

den Plundertugenden der Welt, die ihr Pfauenrad nach besten Kräften schlägt und sich mit ihrer Vortrefflichkeit brüstet. In der Bescheidenheit hab' ich fast immer Affectation gefunden. Dies von sich abwehren wollen, beweist, wie sehr man mit sich beschäftigt ist. Anspruchlos sein ist gut, da zeigt man ganz unbefangen, daß man nicht immer an sich denkt. Davon indessen hat man weiter keine Freude. Von der Demuth hat man sie, und zwar darum, weil sie uns der Größe gegenüber stellt. Mit der Bescheidenheit bleibt man hübsch in der Gesellschaft, mit der Anspruchlosigkeit zwischen den Menschen, in der Demuth hat man zu thun mit Gott, mit dem Gewissen, mit der Ewigkeit; — denn wenn ich mich in der Gesellschaft umschaue, so seh' ich doch warlich nicht ein, wie ich's zu einer Anwandlung von Demuth bringen sollte.

Bei Cubzac, einem Dorf, wo über die Dordogne eine pompöse Drathbrücke führt, liegen die Ruinen des Schlosses, welches die vier Haymonskinder erbaut haben. In Blaye wurde Roland begraben, nachdem er 778 in der Schlacht von Ronceval gefallen. Im Poitou lebte der Ritter von Lusignan, der Gemal der reizenden Fee Melusine, durch sie Stammvater eines Geschlechts, das die Kronen von Jerusalem und Cypern trug; aber traurig sein Le-

benlang, weil er durch dieselbe kränkende und spähende Neugier, welche einst Psyche von Amor trennte, die holde Geliebte betrübte und verlor. Wie sie tiefsinnig sind, diese alten Mythen und Sagen! das unbedingte Vertrauen machen sie zur Basis des tiefen Liebesglückes, und es gelingt nicht dem Gott und nicht der Fee, es dem schwachen Menschenherzen einzuflößen, das unbewußt seiner Schwankungen sich bewußt ist. Auf der Stätte solcher Sagen frag' ich mich immer: wo ist denn eigentlich der Punkt, wo Poesie und Wirklichkeit sich trennen? sind sie nicht etwa wie Leib und Seele zwei Seiten desselben Dinges, und werden die Erklärungen des Scharfsinns immer an der Felsenklippe scheitern, um deren Spitze die zwei Ströme des Endlichen und Unendlichen sich zu einem Meer ausbreiten? — Ich weiß wol, das, was ich lebe, kommt mir zuweilen gar nicht wie die Wirklichkeit, sondern wie ein gespenstisches Larvenleben vor, und zuweilen wie ein Zustand, der einer feinern und freieren Ordnung der Dinge angehört, während das, was Poesie sein sollte, nach gemeiner Alltäglichkeit schmeckt.

In Angoulême ist die Kathedrale das merkwürdigste Gebäude in seiner Art, das ich je gesehen, so plump, so schwerfällig, daß es mich an ägyptische oder indische Bauwerke erinnerte. Inwendig ist sie

gothisch, aus späterer Zeit, und recht schön; aber was ihr Aeußeres und ihren unvollendeten Thurm betrifft — da weiß ich nicht, welcher Urzeit sie angehören mag. Mir däucht, sie steht ungefähr auf derselben Stufe künstlerischer Entwickelung, wie die christliche bildende Kunst des siebenten und achten Jahrhunderts, von der man in Italien an Grabmälern Proben hat. Es ist ein neugebornes Kind in Windeln, und die Windeln sind die Hauptsache daran. Eine Unzahl kurzer dicker Säulen, durch einen breiten Bogen verbunden, reihen sich wie Etagen übereinander, tragen nichts, stützen nichts, und schmücken auch nichts, denn sie treten nur zur Hälfte aus der Mauer hervor, und zuweilen gar schleicht sich ein Pilaster zwischen sie. So ist der Thurm und die ganze Façade. Verschiedene Monstra, von denen schwer zu sagen, ob sie mit oder ohne Absicht der bildenden Hand so monströs gerathen, präsentiren ihre Unform neben der der Säulen, und man muß gestehen, daß auch nur sie dahin passen. Etwas Barbarisches, Groteskes, sowol in der Auffassung als Darstellung, entlockt ein unwillkürliches Lächeln. Ein Troglodytenvolk, das von einem im Himmel wohnenden Gott hört, müßte einen solchen schwerfällig aufstrebenden Tempel ihm zu Ehren bauen. Kleine, verkümmerte, mißbildete Anklänge

an den Styl der römischen Amphitheater, deren Umbau aus einer Mauer besteht, an welche zwei oder drei Säulenreihen von verschiedener Ordnung in Etagen sich lehnen, mögen dann auch dazwischen aufgewacht sein. Genug, ich war petrifizirt, und dachte, ob nicht etwa der schwarze Stein, den die Araber vor Mohamed in Mecca anbeteten, so ausgesehen habe; denn ganz schwarz, wie ein Felsstück von Basalt, ist diese Kathedrale, und wie ein Felsen ist sie in den Ritzen und Spalten des Gemäuers und um den Fuß der Säulen mit wilden allerliebsten Blumen bewachsen. Büschel von kleinen, wilden Nelken, und von zierlichen Glockenblumen, schwankten amaranth- und lillafarben in reizenden Sträußen an dem finstern Gestein. Es war, als habe die Natur mit ihrer himmlischen Freundlichkeit gut machen wollen, was dem menschlichen Unvermögen nicht gelungen war. Mit dem goldigen Strahl ihrer Abendsonne, und mit den heitern Farben ihrer Blumen schmückte sie das arme Menschenmachwerk, als wolle sie es adeln und verklären, um es desjenigen würdiger zu machen, dem es geweiht ist. — Vom alten Schloß sind zwei Thürme übrig, aber durch Baracken und ein Café verbaut. Im Ganzen macht sich Angoulème doch sehr gut. Es liegt auf einem steilen Kalkplateau, hoch über der freundlichen Ebene, am

Ufer der Charente, und herrliche Promenaden, welche auf den alten Wällen und unterhalb derselben angelegt sind, umkreisen die ganze Stadt. Unten am Fuß des Berges, liegen die Vorstädte, und seitwärts, auf einem andern Hügel, ist eine immense Caserne erbaut — recht störend in dem übrigens ganz hübschen Bilde. Der große viereckige Steinkasten erdrückt Kathedrale, Schloßthürme, fast die ganze Stadt, obgleich er außerhalb derselben liegt. Diese nämliche Lage hatte auch in Pau eine neue Caserne, und mir fiel dabei das Prätorianerlager ein. Auf der Promenade wünschte ich, ich weiß nicht welche Auskunft über die Stadt zu haben, und ich sah mich nach Jemand um, der so aussähe, als ob er im Stande wäre eine Antwort zu geben. Wir standen an der Brustwehr einer Terrasse, und zu meiner Freude trat ein Geistlicher in demselben Augenblick an sie heran, legte beide Arme darauf, und sah in's Abendroth hinein. Der Mann fiel mir ungemein auf — denn er trug Handschuh! Sie können sich nicht vorstellen, wie das in Frankreich selten ist, einem Geistlichen zu begegnen, der einigermaßen anständig aussieht. Man begegnet ihnen freilich überhaupt sehr selten, nur in den Pyrenäen schienen sie in einiger Thätigkeit zu sein, aber grade da frappirte uns die Rohheit und Armseligkeit ihrer Erscheinung.

Vielleicht giebt ihnen die Gewohnheit, mit dem Volk hauptsächlich zu verkehren, etwas von den brutalen Allüren des gemeinen Mannes. Ich wende mich gern am fremden Ort, wenn ich eine Frage über Land und Leute thun mögte, an Geistliche, weil sie gewöhnlich gut Bescheid wissen, sei's aus Nothwendigkeit oder aus Interesse; und dabei hatte ich ein Paarmal Gelegenheit gehabt, mich ihnen zu nähern, und sehr wenig befriedigt zu sein. Ich fand in ihnen etwas von der Stumpfheit, welche die Sorge um's tägliche Brot zu geben pflegt. Diese Leute haben freilich keine Familie zu ernähren, aber sie sollen gar elend besoldet werden, und im Gebirge sind die Gemeinden so arm, daß sie eher der Unterstützung durch ihren Pfarrer bedürfen, als sie ihm geben zu können. Nun, die Handschuh jenes geistlichen Herrn in Angoulême imponirten mir außerordentlich — denn sie waren schwarz, und ich dachte, er sei vielleicht in Trauer, und ich wollte ihn nicht stören. Hernach fiel mir ein, er möge sie wol nur der Uebereinstimmung mit seinem rabenschwarzen Anzug wegen tragen — und da entschloß ich mich, ihn anzureden und zu fragen. Er wußte von nichts, er war erst seit acht Tagen in Angoulême, aber er hatte ein so angenehmes Organ, wie ich mich selten erinnere, gehört zu haben, und sprach so ganz

wie ein gebildeter Mann, daß wir ohne weitere Veranlassung ein Weilchen mit ihm fortredeten. Man ist in der Admiration vor der Schönheit und den Talenten; bei einem Mann find' ich keine Schönheit und kein Talent so bestechend, als wenn er gut spricht — nicht fade, aber auch nicht belehrend, nicht dumm, aber auch nicht klug, nicht wie ein Tropf, aber auch nicht wie ein Buch, nicht langweilig, aber auch nicht bemüht zu amüsiren, nicht trivial, aber auch nicht gewählt; kurz — gut! wird er dabei von einem angenehmen Organ unterstützt, läßt er sich von seinem Amt oder Stand nicht verleiten in einen salbadernden, dozirenden, fanfaronirenden Ton zu verfallen, so wüßt' ich nicht, welch ein Talent in der Gesellschaft wünschenswerther sein könnte. Es ist grade das, was man am seltensten findet, und um dessen Ausbildung man sich am wenigsten bemüht. Rezitiren und deklamiren lernen die Kinder, während man ihnen erlaubt so polternd, kreischend, übereilt, unzusammenhängend, zerstreut, schreierisch zu sprechen, als sie wollen. Ich gebe sehr Achtung wie die Leute sprechen, ob klar und schlicht, ob geziert und hochtrabend, ob breit und konfus, ob kurz oder weitschweifig, ob frei oder zurückhaltend; denn wie sie sprechen, so denken sie auch einigermaßen und so sieht's ungefähr in ihrem Kopf aus. Von den drei

schönen Schwestern von Mortemar, die neben ihrem Geist, ihrer Anmuth, auch das Talent gut zu sprechen hatten, hieß es denn doch am Hof Ludwigs XIV.: „Madame de Thianges parle comme une personne qui rève, Madame de Montespan comme une personne qui lit, et Madame de Fontevrault comme une personne qui parle." — Diese Frauen waren aus Poitou. Eine ihrer Ahninnen, Jeanne de Vivonne, steht als wunderhübsche Statue in der Kirche von St. Jean zu Poitiers. Diese Kirche ist rund und soll ein römischer Tempel gewesen sein, wie sich denn überhaupt Poitiers sehr mit seinen römischen Ueberbleibseln von Aquaduct, Amphitheater, Palast brüstet. Rolands Stute hatte keinen andern Fehler, als daß sie todt war; diese Monumente haben keinen andern, als daß sie im Grunde nicht mehr existiren, so gering sind ihre Reste. Jene Kirche hat man in ein Museum verwandelt, das aber höchst dürftig ist, und sich auf einige Bruchstücke von Sarkophagen und Altären beschränkt, die man um Poitiers gefunden. Eine ungewöhnlich große Amphore, ganz wohlerhalten, ist das einzige bemerkenswerthe Stück, und dann freilich Jeanne de Vivonne, die man in der Revolution von dem friedlichen Grabmal herabgestürzt, auf dem sie einige hundert Jahr gekniet, und die man nun, als Anti-

quität, ganz unbefangen zwischen den römischen untergebracht hat. Aber was wollen hier römische Monumente bedeuten, da man gar noch celtische hat: gewaltige Steine, 20 bis 30 Fuß hoch, grade aufgerichtet, wie Material zu einem Cyclopenbau. Wer weiß, welche Mysterien um die vollzogen sind, welche Bardengesänge sie gehört, welche Druidenopfer sie gesehen haben! In der Bretagne sollen noch sehr viele der Art sein, aber was sie sind, ob Grabmäler, ob Ueberreste geheiligter Monumente, oder sonst was, das sucht man heraus zu studieren. Mögen sie nun der Grabstein einer Leiche oder einer Zeit sein — es schwebt um sie das Geheimnißvolle einer unenträthselbaren Vergangenheit, und Forschung und Wissenschaft stehen vor ihnen, wie jener Orientale vor dem Berge, der die Schätze der Welt verbirgt, in den er durch ein Zauberwort eindringen könnte, und der sich nicht auf das Wort besinnen kann. Indessen — an Allem, was der Forschungsgeist und dessen Erfolge betrifft, ist nie zu verzweifeln. Da er die ägyptischen Mumien und die verkohlten Papyrusrollen von Pompeji beredt gemacht, so gelingt es ihm vielleicht auch, den celtischen Steinen eine Sprache beizubringen. — So große Schlachten hat dieser Boden gesehen, wie ein Held nur immer zu gewinnen wünschen kann, Schlachten, in denen stets

Völker gegen Völker kämpften. In diesen Gefilden war die Schlacht von Vouglé im Jahr 507, in welcher Clovis Allarich II. besiegte, und die Barbarei des Franken an die Stelle der westgothischen Civilisation stellte; und 733 die Schlacht von Tours, durch welche Carl Martel den Halbmond des Islam jenseits der Pyrenäen zurückdrängte; und 1356 die Schlacht von Poitiers, in der König Johann von Frankreich ein Gefangener des Königs von England, und Frankreich selbst in Gefahr gebracht ward, eine englische Provinz zu werden. Für solche Schlachten interessire ich mich so glühend, als wär' ich ein alter Soldat! in ihnen werden die Schicksale der Menschheit auf Jahrhunderte bestimmt. Schlachten, welche eroberungslustige Könige oder unruhige Factionen oder eigensüchtige Parteien sich liefern, sind mir höchst gleichgültig, denn sie werden zwar mit großer Erbitterung, jedoch nicht mit der vollen Kraft geliefert, welche die Entscheidung durch einen Schlag herbeiführt. Sie lassen beständig ein Hinterpförtchen offen, und gönnen einen Rückhalt, so daß der besiegte Theil denken darf: Morgen bin ich obenauf. Es gilt wol nicht, wenn man ein Buch schreibt, daß man aus einem andern etwas abschreibt? Neulich hab' ich's schon bei Montaigne gethan, und es ist mir ganz schwer auf's Herz gefallen, denn Sie

wollen ja etwas von mir, und nicht von andern Leuten lesen. Wenn das nicht wär', so würd' ich Froissarts Erzählung von der Schlacht von Poitiers abschreiben. Ich sag': seine Erzählung; — denn das giebt diesen alten Chronikenschreibern ihr eigentliches Interesse, wenn sie erzählen, was sie gesehen, gehört, gelebt haben. So macht es Jean Froissart, der zu Valenciennes 1333 geboren war, zu Anfang des folgenden Jahrhunderts starb, und sein ganzes Leben, halb als Trouvère, halb als irrender Ritter, mit Reisen durch Frankreich, England, Flandern hinbrachte. Von einem Königshof zieht er zu dem andern, von einem Grafenschloß aufs andre. Ueberall ist er gern gesehen; überall unterhält er sich vortrefflich. Bald läßt er sich wundersame Geschichten erzählen, die er dann auch mittheilt, bald erzählt er selbst die Begebenheiten. Es ist ein Leben, eine Frische, eine Theilnahme in seinem Buch, zu der man's heutzutage nicht bringt; man räsonnirt zu viel, man vertieft sich zu sehr in Betrachtung und Kritik, man bemüht sich viel zu heftig, dem Gegenstand eine neue Seite abzugewinnen; man ist nie mit voller Seele bei der Sache, denn man steht nicht mehr mitten drin, sondern man muß rund um sie herum gehen, um von allen Seiten ihre Ansicht zu gewinnen. Dazu wird der Historiker gezwungen durch

die Ansprüche, welche man an ihn macht, und in der Bemühung, sie zu befriedigen, geht in seinen Werken nichts unter, als die Lebensluft. Er macht, daß Mumien einherwandeln, aber er läßt uns nicht zwischen Menschen leben, so wie mein alter Froissart. Und dennoch hat er verstanden, sie, trotz aller Wahrheit, mit einem gewissen poetischen Reiz zu schmücken, indem er in Sprache, Auffassung und Erzählung, nie von der Courtoisie und Ritterlichkeit jener Tage abgeht, und sich immer wie in der Gesellschaft der „nobles chevaliers et des belles dames et demoiselles" benimmt.

Zu jener Zeit mag's lustiger in Poitiers gewesen sein, als jetzt. Gott, was sah es trist aus! und doch war's ein Festtag, einer von den glorioſen Juliustagen. Was es von Menschen hatte, gab es zum Besten, und noch dazu wohlgeputzte, befederte Frauenhüte und Männer im Frack; aber es war eben sehr wenig. Auf der großen Promenade war Musik; und dahin wandelte man; später sollte dort auch Illumination stattfinden, doch von der weiß ich nichts! ich war todtmüde von der Wanderschaft durch die weitläuftige Stadt, von einem Gebäude zum andern, auf Steinpflaster, das mich lebhaft an Sevilla erinnerte. Die Kirchen sind wie die zu Angoulème; die du Porche ist vielleicht noch älter und

auch kleiner, daher sieht sie wirklich wie eine kleine Mißgeburt der Architektur aus. Notre-Dame ist viel größer und ausgearbeiteter, die Kathedrale noch mehr; da ist es denn, als ob die Glieder sich regten, und die plumpen Windeln abzustreifen suchten. Die Sage über die Gründung von Notre-Dame ist lieblich: Ein junger Mann begegnete auf der Straße von Poitiers einem wunderschönen Mädchen, das ihm lockend winkte, mit ihr zu gehen, und er war gern dazu bereit. Er folgte ihr, knüpfte das Gespräch mit einer Frage um ihren Namen an, und sie antwortete, daß sie Marie heiße. Sie gingen grade an einem Gnadenbild vorüber, und der Gedanke, daß die heilige Jungfrau auch Marie heiße, machte auf einmal den jungen Mann andern Sinnes. Er kniete vor dem Gnadenbilde nieder, und gelobte den Bau einer Kirche ihr zu Ehren, und dann ging er nach Haus. — Ich finde die kleine Sage darum lieblich, weil etwas unerklärlich Wahres in ihr liegt. Der geringste Umstand, das gleichgültigste Wort kann uns durch Gott weiß welchen geheimnißvollen Zusammenhang urplötzlich aus einer Stimmung heraus, und in eine andre reißen, von der wir uns tausend Meilen entfernt wähnen. Sind diese unwillkürlichen Regungen der Menschenseele vielleicht goldne Fäden, durch welche sie mit geliebten Herzen,

oder mit höhern Geistern, oder mit reineren Naturen in Verbindung steht? und laufen sie vielleicht in der Hand Gottes zusammen? Liebes Herz, es giebt himmlische Mysterien in unserer breiten irdischen Welt, und ich kenne nichts Erquickenderes, als mich aus dem blauen klaren Winterhimmel des Verstandes, in dem einem das Herz in der Brust gefriert und das Blut in den Adern gerinnt, herauszubegeben, und mich ganz tief, ganz still in jene hinein zu betten, und mich von ihren Rosenwolken und Rosendüften überhüllen zu lassen. Hab' ich mich so recht in ihnen gewiegt, so komm' ich zurück wie aus einer andern Welt, wie wenn ich aus dem Frühlingsmorgen in's Haus zurückkomme. Mir ist zu Muth, als hätt' ich mir einen Kranz um die Stirn daher mitgebracht. Und diese himmlischen Mysterien werden oft Illusionen genannt! Ach, der Name soll mich nicht grämen! es giebt auch Menschen, welche Tiefsinn — Träumerei nennen, und Poesie — Unwahrheit. Wenn Alles das Illusion ist, was man nicht erklären kann, so müßte alles Erklärbare Wahrheit sein — und ach! darin ist doch so viel Lüge! — Mir sind solche Illusionen wie die Sterne: man sagt mir tausendmal, die Sterne wären gar nicht so golden, so funkelnd, so zauberisch, wie wir sie sehen thäten, sondern eigentlich sehr groß,

sehr grau und sehr garstig, aber dafür recht erdenähnlich: was geht mich das an? ich frage! ich brauch' gar nicht mehr Erden als die eine, auf der ich lebe; aber Sterne brauch' ich, die mir in dunkeln Nächten ihr heiliges Licht in die Seele gießen. Und was der Mensch ganz nothwendig braucht — aber so nothwendig wie die Blume, die sich im Keller ohne Sonnenlicht verfärbt, und wie die Schildkröte, die langsam, langsam, langsam, tief aus dem Lande ans Meeresufer zurückkriecht — das ist das mächtigste, unabweislichste und heiligste Bedürfniß seiner Wesenheit, und ein solches darf man nicht Illusion nennen, weil es aussieht wie ein goldner Stern und nicht wie eine bestaubte Erde. Glauben Sie, daß die Wahrheit, wie man zu sagen pflegt, nackt in der Welt umher spaziere? ich glaube, das ist eine Verleumdung, um sie als brutal in Mißkredit zu bringen; ich glaube, sie hüllt sich ins Gewand der Mysterien, um immer und ewig im Besitz des höchsten Reizes zu sein, welcher die Menschenseele an sich zieht. Denn was sie erforscht und ergründet hat — damit ist sie fertig, und der Gedanke, daß zweimal zwei vier macht, wird sie nicht lange fesseln. Ach, wir sind nicht glücklich organisirt, ich meine nicht so, daß wir glauben dürften, unsre Bestimmung sei: glücklich zu werden. Es sind

zuviel Widersprüche in uns. Wir wollen erlangen, und haben wir, so finden wir es fade. Wir wollen Zuversicht, und haben wir, so werfen wir uns in eine Sphäre, wo sie fehlt. Wir wollen Licht, und haben wir, so gehen uns die Augen davon über. Wir wollen Ruhe, und sie langweilt uns; Arbeit, und wir seufzen hoch und tief über unsre Anstrengungen; Gleichgültigkeit, und wir ringen die Hände vor Sehnsucht; Liebe, und sie thut uns weh; keine Liebe, und es thut auch wieder weh; Genuß, und wir zucken hinterdrein die Achseln. Das Alles wollen wir, nicht etwa nacheinander, nein! neben und durcheinander, und es gehört warlich die immer rege Einwirkung einer höhern Macht dazu, um in diese unendliche Verwirrung ein wenig Ordnung zu bringen. Mein einziger Trost dabei ist der, daß ich's für unsre Bestimmung halte, zu werden. Es giebt kein anderes Leben in der Schöpfung, als werden. Das Sein ist nur der Same, nicht die Blüte des Werdens, denn aus unserm Sein kann ja nur unser Werden hervorgehen. Was wir werden sollen, das ist Gottes Geheimniß; wie wir werden, ist das unsre. Da giebt's räthselhafte Sonnenblicke und Regenschauer, Stürme und Thautropfen; aber die Pflanze hat sie nöthig, um zu gedeihen. Bedächten wir das ein wenig ernstlicher, als wir zu thun pfle-

gen, und besonders in den Momenten, wo es uns wahrhaft Noth thäte, so könnten wir uns sehr damit helfen und still machen. Wollen wir's immer thun, meine Meine! es ist doch so schön, eine stille lichte Seele zu haben. — Worte giebt's, die ich hasse! z. B. das, welches ich oben gebraucht habe: thun wollen. Gegen das Wollen hab' ich eine herzliche Verachtung! es ist ein lahmer Gesell, der sich auf die dünne Krücke des Könnens stützt; die bricht, und dann sagt er ganz beschämt: aber ich kann nicht! und das soll man ihm dann glauben! Ich find' es übrigens viel leichter, gleich zu thun, sogar das Schwerste, als sich zuvor mit dem Wollen abzuarbeiten. Ich kann auch gar nicht wollen; dabei hab' ich zu viel Distractionen, die mich abziehen und leicht auf andre Gedanken bringen. Wollen und bedenken ist nicht mein Fach, aber denken und thun.

Es sind noch viel mehr Kirchen in Poitiers; die uralte Ste. Radegonde, welche eine merowingische Königin dieses Namens gegründet hat, und Moutierneuf mit dem Grabmal des letzten Grafen von Aquitanien, Wilhelm X., der 1137 starb. Hätt' ich gewußt, daß dies Monument erst zwanzig Jahr alt sei, so würde ich wol nicht den weiten Gang nach der entlegenen Kirche gemacht haben; aber wie

soll man Alles wissen? Lohnlakayen giebt's nicht, mit denen man sich einigermaßen verständigen könnte. Irgend ein dummer Stalljunge oder dergleichen wird einem mitgegeben, der nur grade die Straßen kennt, welche zu den Sehenswürdigkeiten führen; da muß man sich denn seinem guten Glück anvertrauen. Dieser weite Weg verhinderte uns auch, die Illumination der Promenade zu sehen, wir gingen auf dem nächsten heim, an großen Gärten vorbei, an leeren wüsten Stellen, die wie unbenutzte Bauplätze aussahen und mit Bretterzäunen umgeben waren; durch lange leere Straßen. Es ging ein hohler Abendwind, der traurig und schwer durch die alten hohen Bäume rauschte, und große Wolken einsam durch den Himmel trieb. Ich mag zuweilen ganz gern, wenn solch' Klagen durch die Natur geht. Wer weiß, was ihre Geister zu leiden haben, welchen Druck, welche Beschränkungen! ich gönn' es ihnen, daß sie mal so recht aus voller Brust aufseufzen, und es rührt mich, daß sie es stets nur Abends thun — Abends, wenn es Niemand hört und sieht, und wenn sie nichts darüber versäumen. Am Tage thun sie so fleißig und geschäftig das Ihre! das ist ein Keimen und Treiben und Blühen, ein Austausch von Licht und Luft; der Wind weht emsig die Atmosphäre rein, das Wasser tränkt rastlos seine Ufer,

die Bäume recken sich zum Himmel auf und streuen Schatten oder Früchte um sich, die Blumen geben auch, was sie haben — ihre Schönheit. Und das dauert von Sonnenaufgang bis Untergang. Dann wird's Abend, und dann scheint's, als hätten sie ihr Tagewerk vollbracht und dürften sich ein wenig ihrer Neigung überlassen. Und sie sind sehr verschieden gestimmt, die Geister der Natur, o sehr! zuweilen — welch' ein himmlischer Friede, welch' ein Ruhen an Gott; in süßer, träumerischer Ekstase, lautlos, regungslos, begnügt strecken sie sich aus, und ein andächtiges Gebet geht ihrem Schlaf vorher; das ist meist im hohen Sommer. Zuweilen haben sie ihre Verzweiflungen: stürmendes Verlangen, zerbrechende Kämpfe; eine Zeit ist aus, die neue soll beginnen; dort sind sie nicht mehr heimisch, und hier noch nicht; sie haben sich noch keinen Platz erobert, und die alte Welt genügt ihnen doch nicht mehr; das ist im März, wenn der leidenschaftliche Südwestwind anhebt, und mit seinem Hauch den Schnee zerschmilzt und dem Winter seine Beute abjagt. Zuweilen haben sie geheimnißvolle, selige Feste; dann tauschen sie wundersame Mysterien gegen einander aus; die Blumen duften stärker, die Wasser rauschen höher auf, durch die Bäume rieselt ein Schauer. Was geschieht ihnen? ich weiß es nicht;

die Nacht deckt es zu, und wenn's auch nur eine kurze Juniusnacht ist. Zuweilen haben sie ihre melancholischen Momente, so wie an jenem Abend in Poitiers, und öfter im Spätsommer; dann mögen sie wol darüber nachdenken, daß es zu Ende ist mit der Liebe und zu Ende sich neigt mit der Schönheit, und daß es sehr traurig ist, in den Herbst und Winter hinein zu müssen. Begreiflich, darüber melancholisch zu werden! — Ich lag noch lange im Fenster des Gasthofs und sah dem Treiben der Wolken zu, das immer unruhiger und stürmischer wurde, und mich dadurch immer mehr und mehr fesselte. Es gab eine wahre Wolkenschlacht! sie sammelten sich, sie standen, sie flohen, sie zogen wieder herauf, sie wollten ihren Platz behaupten und nicht vom Himmel weichen. Zuweilen zitterten sie auseinander, und ein Stern blitzte hervor. Was dem Sturm nicht gelungen war, gelang dem Stern: er überwältigte sie, wenigstens momentan. Bald verhüllten sie ihn wieder! Das ging so fort mit einer Vehemenz, einer Geschwindigkeit, einem Tumult, daß ich mich nicht satt daran sehen konnte. Der Gedanke: sie sind rascher als mein Herz; — freute mich so. Den Ausgang der Schlacht erwartete ich nicht, und am andern Morgen war keine Spur von ihr, sondern Alles zur Ordnung zurückgekehrt, die

Sonne hell, der Himmel klar. Bei dem Menschen geht's nicht so geschwind! hat sich in dem die Unruh einmal eingenistet, so kann manche Sonne aufgehen, bevor ihm der Himmel wieder licht wird. — Wir fuhren nach Tours. Der Weg war so schlecht, daß auf jeder Station während des Pferdewechsels die Schmiede herzustürzten, wie Raubthiere die Beute wittern, um zu sehen, ob an dem Wagen nichts zerbrochen sei. Aber er hielt's aus. Ein Postmeister sagte voll Admiration: das müsse wol ein englischer Wagen sein. Es machte mir wundervolles Vergnügen, sagen zu dürfen: Nein! ein deutscher. In Châtellerault, das berühmte Messerfabriken hat, gesellte sich zu den beutegierigen Schmiedegesellen ein Weiberschwarm, mit Messern und Scheeren bewaffnet. Die sollten wir alle — und wo möglich noch eine Niederlage dazu, kaufen! Ich muß sagen, daß mir die Spanier mit Escopeta und Navaja keinen so blutdürstigen Eindruck gemacht haben, als diese Frauenzimmer mit ihren widerlichen Instrumenten; kleine Messer kommen mir wie Schlangenzungen vor — ganz giftig; und ich denke dabei immer an jene Frau, die mit einem niedlichen Messer und mit zierlichen weißen Händen einen wunderschönen Apfel schälte und ihrem Mann gab; und der aß und starb, denn das Messer war vergiftet. Betrüben Sie sich

nicht! ich glaube, dies ist ein Märchen. Aber ich dankte dem Himmel, als ich wohlbehalten dieser gefährlichen Zudringlichkeit entronnen war! Einige Frauen stellten sich auf die Wagentritte, und zerrten sich gegenseitig davon herab; andere hatten sich Stühle mitgebracht, auf die sie kletterten, um auch gehörig zum Bock hinaufreichen zu können; und in diesem Zustand der Belagerung, während sie mir mit ihren spitzigen Messern vor den Augen herum flimmerten und mit betäubender Zungenfertigkeit ihre Waare priesen, verharrte ich innerlich ergrimmt, bis der Postillon klatschte und von dannen fuhr. Bei all' solchen kleinen Zügen der Habgier und der Zudringlichkeit ist es mir ein wahres Labsal, denken zu dürfen: dergleichen geschieht in Deutschland nicht! ich bin es kreuz und quer durchzogen, doch so etwas ist mir nie passirt. Plump sind die Deutschen, ja! aber unbescheiden wie die Franzosen sind sie nicht. Will man mit Jenen nichts zu thun haben, so sagt man: Ich danke — oder: ich brauche Sie nicht — und damit ist's gut; aber die Franzosen nehmen das ganz entsetzlich übel, fühlen sich in ihrer Eitelkeit verletzt, und werden grob. So lange Sie glauben, etwas gewinnen oder erlangen zu können, sind sie von schmeichlerischer Zudringlichkeit; hört das auf, so tritt Grobheit an deren Stelle. Rohheit mit Ei-

telkeit übertüncht: so kommt mir der Volkscharakter vor. Und gerade dies übertünchte Wesen, diese Goldschaum-Dorüre der Oberflächlichkeit ist das, was mich am sichersten und ganz unüberwindlich abstößt, und daher ist es mir unmöglich, diesem Charakter eine liebenswürdige Seite abzugewinnen. Auch die Sitten des Volks haben nichts Anmuthiges! ich hatte sie mir fröhlich und munter, meinetwegen leichtfertig, aber doch eben leicht vorgestellt. Ich hab' keine Fröhlichkeit gefunden, keine Lieder gehört, keine Tänze gesehen, kein unbefangenes Geplauder bemerkt. Wenn wir Abends durch die Städte gingen, und Sonntags das Volk auf den Straßen und Promenaden sahen, so waren die Männer meistens rauchend und Zeitungen lesend in den Estaminets beisammen, und die Frauen für sich. Das letzte halbe Jahrhundert hat, glaub' ich, heftig das Volk deteriorirt. Es hat von Natur einen leichten Kopf, und der ist ihm nicht ernst worden, sondern finster und konfus, weil es durch Zustände gegangen ist, die es nicht hat übermeistern können. Die Revolution und die Kaiserzeit haben es außer sich gebracht und geblendet, so daß es in der Exaltation den Maßstab für die eigenen Kräfte viel zu hoch anlegte. Die Exaltation ist längst verraucht, wie ihre Natur das mit sich führt, aber bei der darauf fol-

genden Ernüchterung fühlt es sich nicht wohl in seiner eigenen Haut, und verfällt dadurch in eine unbestimmte Unruh, welche die gegenwärtigen unvertrauenvollen Zustände auch schwerlich beschwichtigen werden. Das Volk macht mir einen unbehaglichen Eindruck, ohne mir das Bedauern einzuflößen, welches ich den spanischen Verwilderungen und Verwahrlosungen gegenüber empfand. Ich gönne seiner Eitelkeit die Demüthigung der Erkenntniß, daß es nicht das erste Volk der Welt ist; denn wie es sich auch dagegen sträuben möge — es fühlt das, und mögte es doch weder sich selbst noch Andern eingestehen.

Druck von Eduard Haenel in Berlin.

5344

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 28 05 10 003 3